

Eva Menasse

Eva Menasse

Der **BERICHT** über einen **JAHR-**
HUNDERTPROZESS

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Holocaust verhandelt ein Londoner Gericht darüber, was Lüge und Wahrheit in der Darstellung des größten Menschheitsverbrechens ist.

Der HOLOCAUST
vor GERICHT
Der PROZESS um
DAVID IRVING

Der **HOLOCAUST**
vor **GERICHT**
Der **PROZESS** um
DAVID IRVING

ISBN 3-88680-713-4

Siedler

Siedler

DER PROZESS, der in London im Januar 2000 beginnt, sucht seinesgleichen. Ohne Zeitzeugen, mit erstklassigen Historikern als Gutachtern, steht in gewisser Hinsicht der Holocaust vor Gericht. David Irving, von der amerikanischen Historikerin Deborah Lipstadt »einer der gefährlichsten Holocaust-Leugner« genannt, klagt seine Sicht der Dinge vor Gericht ein. Während er die Existenz der Gaskammern weiterhin bestreitet, fühlt er sich von Lipstadt verleumdet und macht sein Recht auf Meinungsfreiheit geltend. In Großbritannien liegt bei Verleumdungsklagen die Beweislast nicht beim Kläger, sondern beim Beklagten. Die Verteidigung hat daher einige der wichtigsten Holocaust-Experten der Welt aufgeboten, um einerseits Irvings skrupellosen Umgang mit Fakten, andererseits den systematischen Charakter der Ermordung der europäischen Juden durch die Nazis zu beweisen. Eva Menasse hat den Prozess in London über Monate verfolgt. Sie porträtiert Zeugen, Richter und Verteidiger in einem Verfahren, in

dem noch einmal pedantisch nachgerechnet wurde, wie viele Menschen auf welche Weise ermordet wurden. Und ihr Interesse gilt David Irving, dem intellektuellen Anstifter eines neuen Rechtsradikalismus und Rassismus. Die Autorin zeigt seine Winkelzüge, seine Argumente und zeichnet darin das Gesicht des Revisionismus. Im April 2000 wurde das Urteil über David Irving gesprochen. Die Urteilschrift umfasst über 300 Seiten. Es ist ein historisches Urteil.

EVA MENASSE wurde 1970 in Wien geboren. Nach dem Studium der Germanistik und Geschichte arbeitete sie für das österreichische Nachrichtenmagazin »profil« und wurde Feuilletonredakteurin der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, für die sie den Prozess um David Irving in London beobachtete. Nach Aufenthalt in Prag und Berlin ist Eva Menasse heute Kulturkorrespondentin der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« in Wien.

Roper: *Du würdest also selbst den Teufel vom Gesetz profitieren lassen!*

Thomas More: *Was sonst kann man tun? Eine breite Schneise durch das Recht schlagen, nur um den Teufel zu kriegen?*

Roper: *Jedes Gesetz in England würd' ich dafür umschneiden!*

Thomas More: *Oh? Und wenn das letzte Gesetz gefallen ist, und der Teufel dreht sich zu dir um – wo würdest du Schutz suchen, Roper, wenn alles Recht ringsum am Boden liegt? Dies Land ist mit Gesetzen dicht bepflanzt. Menschliches Recht, nicht göttliches, erstreckt sich von einer Küste zur andern. Doch wenn du es beschneidest – und gerade du wärst der Mann das zu tun! –, glaubst du, du könntest noch aufrecht stehen in den Stürmen, die dann blasen? Jawohl, ich liesse selbst den Teufel Nutzen ziehen aus dem Gesetz – und das um meiner eigenen Sicherheit willen*

Robert Bolt, «A Man for all Seasons»

Inhalt

Einleitung	9
David Irving	19
Deborah Lipstadt	43
Irving zieht vor Gericht	57
Der Prozess	73
Auschwitz, Ende März	149
Das Urteil	155
Triumph und Irrtum	163
Anmerkungen	183
Namenverzeichnis	189

Einleitung

Als Deborah Lipstadt zum ersten Mal David Irving begegnete, hat er sie überrumpelt. Es war im November 1994. Sie hatte am DeKalb Community College in Atlanta einen Vortrag über Holocaust-Leugner gehalten und mit den Zuhörern eine Diskussion begonnen. Da sprang in einer hinteren Reihe ein kräftiger Mann auf. Zuerst stellte er sich, wie er später in seinem Tagebuch vermerkte, «mit dröhnender Stimme» vor: Er sei jener David Irving, über den Lipstadt gerade so herabsetzende Bemerkungen gemacht habe. Dann hielt er ein Bündel Zwanzig-Dollar-Noten hoch und rief, er böte eintausend Dollar Finderlohn für ein Dokument aus der Kriegszeit, das die Existenz von Gaskammern beweise. Zusammen mit einem Helfer hatte Irving siebzig Exemplare seiner Göring-Biographie von seinem Winterdomizil Florida nach Georgia geschleppt, die er nun gratis an Lipstadts Studenten verteilen wollte. In seinem Tagebuch beschreibt er den Wendepunkt: «Ich wusste, wenn der erste Student das Buch zurückwies, würde keiner eines nehmen.» Bevor ihn der Sicherheitsdienst der Universität in die Schranken weisen konnte, gelang es ihm, den Studenten noch zuzurufen, sie sollten wenigstens kennen, was sie verurteilten. Und dass er, ganz im Gegensatz zu Frau Lipstadt, zu jeder Diskussion bereit sei.

Vielleicht war das der Grund, warum er Glück hatte: Die Freiheit der Meinungsäusserung gilt in Nordamerika viel. Ein erster Student nahm ein Buch, und dann griffen auch die anderen danach. Er behauptet, dass sich einige nachher sogar Autogramme von ihm geholt hätten: «Süsser Sieg! Rache!», notierte er abends.

Deborah Lipstadt, Universitätsprofessorin und Autorin eines Standardwerkes zum Thema Holocaust-Leugner¹, weigert sich seit jeher, mit Leugnern wie Irving öffentlich oder privat zu diskutieren. Sie ist der Meinung, dass allein eine solche Debatte diesen Menschen eine Bedeutung beimessen würde, die sie nicht verdienen: jene nämlich, Vertreter der «anderen Seite» zu sein in einer Sache, die erst damit eine zweite Seite bekäme. Alle Injurien ihrer Forschungsobjekte, die Deborah Lipstadt wegen dieser Weigerung etwa als «intellektuelle Faschistin» beschimpften, haben an ihrer Haltung nichts ändern können: Auch von NASA-Experten würde man schliesslich nicht verlangen, sich mit unbelehrbaren Anhängern der Erdscheiben-Theorie an einen Tisch zu setzen. Lipstadt berief sich auf Hannah Arendt, wenn sie sagte, «Meinung muss auf Fakten gegründet sein», andernfalls sei Meinung an sich eine Farce.

Seit Jahren besteht Lipstadts pädagogisches Bestreben darin, diese Position zu verbreiten. Diskutiert nicht und glaubt ihnen nicht, dass es etwas zu diskutieren gibt, sagt sie landauf, landab, sagt sie Studenten an den Universitäten und allen anderen im Fernsehen, sagt sie in den Vereinigten Staaten, in Australien, in Neuseeland: Denn der Holocaust ist eine Tatsache, an der nicht gerüttelt werden kann. Sie hat in den USA, besonders unter den Studenten, grosse politische Naivität festgestellt, was das Wissen über den Holocaust und Holocaust-

Leugner betrifft. Gegen diese Naivität kämpft sie seither an. Sie erklärt, was Holocaust-Leugner sind, und sie weiss, wie man mit ihnen umgeht. Wenn sie die Politik des aktiven Ignorierens und offensiven Ausschliessens aus jedem öffentlichen Diskurs nicht selbst erfunden hat, dann ist sie zumindest die Meisterin ihrer Verbreitung. Insofern ist ein David Irving, der ihr Seminar mit seinen Büchern stürmt und dort sogar welche loswird, der stimmige Beginn für die Geschichte von Deborah Lipstadt und David Irving. Fünf Jahre später trafen die beiden einander in einem Londoner Gerichtssaal wieder.

Als im Herbst 1999 der Beginn des Verfahrens *Irving vs. Lipstadt* für den folgenden 11. Januar festgesetzt wurde, erwartete die «Jerusalem Post» den «medial meist beachteten Gerichtsfall seit dem Eichmann-Prozess». In Los Angeles, im Umkreis von Steven Spielbergs Shoah-Foundation, sprachen zur selben Zeit Freunde Deborah Lipstadts aufgeregt davon, dass demnächst in London «der Holocaust vor Gericht gestellt» werde. In Europa wusste man lange Zeit nichts davon. Wenige Tage vor dem 11. Januar erschien im britischen «Guardian» eine trockene Vorankündigung. Als Einschätzung der Angelegenheit griff man beinahe wortgetreu auf die «Jerusalem Post» zurück. Doch in Deutschland und Österreich wurde der Prozess scheinbar erst bemerkt, nachdem er begonnen hatte. Auch dann berichteten die deutschsprachigen Medien nur spärlich, zögernd und sichtlich um Untertreibung bemüht. In den Ländern, die für den Holocaust verantwortlich waren, hat David Irving seit Jahren Einreiseverbot, und das, was er treibt, ist per Gesetz verboten. Damit scheint der Fall erledigt und jede weitere Kenntnisnahme entbehrlich – ganz so, als ob man alles,

das man zu verstehen versuchen könnte, zugleich auch für bedeutend halten müsste.

Dabei war etwas sehr Skurriles geschehen: Irving, der wahlweise als Rechtsradikaler, Antisemit, Holocaust-Leugner und Rassist bezeichnet wird, wovon ihm von allen ein gutes Stück gebührt, war wegen Verleumdung vor Gericht gezogen. Er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt, sah seinen Ruf geschädigt und seinen Erwerb gemindert, weil ihn Deborah Lipstadt in ihrem Buch über Holocaust-Leugner einen solchen genannt hatte. Nun wollte er sich vor Gericht Genugtuung holen, aber nicht, weil er in Wirklichkeit gar kein Holocaust-Leugner sei, sondern, im Gegenteil, *weil er Recht habe*. Als «anerkanntem Wissenschaftler» müsse ihm auf Grundlage seiner Recherchen gestattet sein, entscheidende Aspekte des systematischen Massenmords der Nazis an den Juden abzustreiten, ohne mit dem «verbalen gelben Stern ‚Holocaust-Leugner‘» versehen zu werden. Es ging ihm in diesem Verleumdungsverfahren – das zumindest wollte er glauben machen – um seinen Ruf und seine Reputation als Historiker.

Von Deutschland aus, also aus weiter Entfernung, musste das je nach Temperament entweder lachhaft oder pervers klingen. Man glaubte ja genau zu wissen, was Irving für einer war: Als öffentliche Figur war er seit der Wende höchstens auf Demonstrationen von Rechtsradikalen aufgetreten. Mit seinen Büchern beschäftigte man sich aus diesem Grund längst nicht mehr. Kaum einer erinnert sich noch daran, dass Irvings Bücher bis Mitte der achtziger Jahre von Verlagen wie Rowohlt, Ullstein und Knaus verlegt und seine Artikel in Zeitschriften wie der Kölner «Neuen Illustrierten», «Quick», «Stern» und «Spiegel» abgedruckt worden waren.

Je weiter man von etwas weg ist, desto leichter und bequemer fallen die Urteile. Deshalb war es auch möglich, dass am 19. Februar, dem Tag, als in Österreich und in vielen anderen europäischen Ländern öffentlich gegen die neue Wiener Regierung protestiert wurde, in London Transparente vor die österreichische Botschaft getragen wurden, auf denen stand: «Haider = Hitler». Vor die Wahl gestellt, welcher von den beiden, David Irving oder Jörg Haider, der gefährlichere, bössere Rechtsradikale sei, hätten sowohl die Österreicher wie die Briten eine ganz klare Antwort: Bloss wäre sie nicht dieselbe.

In Grossbritannien wie in den Vereinigten Staaten ist man stolz auf die Bedeutung, die das Recht auf freie Meinungsäusserung genießt. Länder, die das Leugnen von Auschwitz oder das Absingen nationalsozialistischer Lieder unter Strafe stellen, betrachtet man von dort aus mit der Nachsicht von demokratisch Erwachsenen wie unreife Jugendliche, für die Schutzbestimmungen gelten müssen. Die auf die Spitze getriebene Liberalität lässt die Demokratie wie einen Pornoladen sein: Wo es nur Erwachsene gibt, gibt es auch keine Tabus. Deshalb wird David Irving in England noch immer und bis zum heutigen Tag als kontroverser Buchautor, durchaus auch als völlig irgegangener Historiker diskutiert. In Deutschland und Österreich ist das für viele sehr schwer nachzuvollziehen – denn damit nimmt man ihn ja scheinbar ernst.

In Österreich wurde für Jörg Haider vor einiger Zeit die Phrase vom «Verfassungsbogen» erfunden, innerhalb oder ausserhalb dessen Haiders «Freiheitliche Partei» sich angeblich befindet – je nachdem ist sie dann regierungsfähig oder nicht. Auf England bezogen, wird sich David Irving immer im Bogen des öffentlichen Diskurses befinden, selbst nach dem

Desaster des nun gesprochenen Urteils. Doch bei aller bekannten Unrichtigkeit und Geschmacklosigkeit seiner Thesen werden in Irvings Heimatland seine Verdienste als historischer Forscher, als Fachmann für Nazi-Hierarchie und Hitlers Kriegführung nicht unterschlagen. David Irving wird von der englischen Öffentlichkeit vielleicht wie ein verlorener Sohn, dessen man sich schämt, behandelt, aber nicht einfach – und bequem – als «mediokres Monster»² dämonisiert.

David Irvings grimmige Gestalt im dunkelblauen Nadelstreifen fand sich in England auf zahllosen Titelseiten. Auch nach dem Urteil lud man ihn in die meist gesehenen Talkshows ein, und er durfte nun sogar vom Bildschirm herunter Auschwitz-Überlebende zu belehren versuchen, dass ihre Grosseltern, Mütter, Väter, Gatten und Kinder «genau wie Anne Frank bedauerlicherweise am Typhus gestorben», aber bestimmt nicht in Gaskammern umgebracht worden seien. Im Grunde genommen wurde mit *Irving vs. Lipstadt* in Grossbritannien genauso umgegangen wie mit jedem anderen spektakulären Gerichtsfall oder quotenträchtigen Sex-, Spionage- oder Politikskandal: Die Boulevardblätter machten mit Irving Schlagzeilen, die Kommentatoren fanden dank Irving Kommentarthemen, die Intellektuellen und die Experten jeder Provenienz trafen sich in Radio- und Fernsehdiskussionsrunden und diskutierten.

Die Publizität, die diesem Mann im Laufe des Prozesses geboten wurde, ist dennoch scharf kritisiert worden. Die Vereinigung britischer Juden schrieb an BBC einen Protestbrief, weil «Radio Four» Irving für eine seiner Sendungen interviewt hatte. Denn auch die schlechteste *publicity* für David Irving ist natürlich zuerst einmal *publicity*. Das weiss niemand

so gut wie er selbst – sein ganzes Geschäft und Einkommen, die Verkaufszahlen seiner Bücher hängen seit vielen Jahren direkt von dem Wind ab, den er macht. Insofern war dieser Prozess für ihn wahrscheinlich die Show seines Lebens. Die Kritiker dieses Mechanismus waren dabei selbst nicht immer so neutral und unbeteiligt, wie sie der Schärfe ihrer Kritik zu Folge hätten sein müssen. David Cesarani, Professor für moderne jüdische Geschichte an der Universität von Southampton, attackierte Journalisten dafür, dass sie Irving überhaupt interviewten. Gleichzeitig arbeitete Cesarani an einem Fernseh-»Doku-Drama« mit, in dem Szenen aus dem Gerichtssaal von Schauspielern nachgestellt wurden – natürlich sprach auch ein Irving-Darsteller original Irving-Sätze.

In Deutschland gab es nichts dergleichen. Es war ganz so, als ob jede Erwähnung David Irvings bereits seine rechtsradikalen Anhänger, die er ja auch in Deutschland hat, in irgendeiner bedrohlichen Weise stimulieren könnte. Man ist mit dem besorgten Vorwurf schnell zur Hand, dass ihm jegliche Berichterstattung «Bedeutung» verleihen würde und seinen widerlichen Thesen Zulauf. Diese Vorhaltungen gehen dabei qualitativ weiter als die Kritik Cesaranis. Während er sich mit Irving als Phänomen, nicht aber als Person beschäftigen will, redet man sich in Deutschland gern ein, dass totales Ignorieren schliesslich von selbst zum Verschwinden des Ignorierten führen würde. Es ist wie das Verhalten von Kindern, die noch an Monster glauben. Es ist wie mit den nächtlichen Verwüstern jüdischer Friedhöfe, die man nie findet, weil keiner sie systematisch sucht. Es ist wie mit dem Berliner Holocaust-Mahnmal, von dem viele Menschen befürchten, dass es, einmal ge-

baut, doch bloss ständig geschändet würde. Dabei wäre vielleicht gerade das der Zweck, den ein solches Denkmal zu erfüllen hätte: vorzuführen, was nach wie vor in der Gesellschaft steckt, obwohl sie sich in ihren Sonntags- und Friedensreden so gern davon geheilt sehen will.

Das Problem mit einem wie Irving ist aber: Man kommt nicht um ihn herum. Er stellt sich einem immer in den Weg. Das weiss gerade Deborah Lipstadt seit diesem November im Jahr 1994 am besten. Sie lassen uns eben nicht in Ruhe, sosehr wir das auch wünschen. Diese Leute wählen sich einen Gerichtssaal oder das Brandenburger Tor für ihre Demonstrationen, wenn sie hoffen können, dass dort die Welt sie sieht. Sie halten sich nicht an unsere Spielregeln – nur weil wir sie für eine Auseinandersetzung zu degoutant finden, ist umgekehrt gerade das Gegenteil der Fall: Sie, die sich im Besitz der «Wahrheit» wählen, suchen offensiv die Debatte mit der gegnerischen Mehrheit – nur wo ein öffentlicher Kampf, da vielleicht Überläufer. Deborah Lipstadt ist das erste Opfer ihrer eigenen Fehlannahme geworden: dass wir nämlich Holocaust-Leugnern wie David Irving Grenzen setzen können, was die Diskussion mit ihnen betrifft. In ihrem Buch widmet sich Deborah Lipstadt ausführlich der Frage, wie man sich ihnen gegenüber verhalten soll: Sich etwa nie mit ihnen in direkte Konfrontation begeben, keinesfalls mit einem von ihnen in derselben Fernsehshow auftreten, wobei ein extra aufgenommenes Statement natürlich erlaubt und wünschenswert ist, obwohl sich kaum verhindern lässt, dass skrupellose Fernsehstationen es später einem im Studio sitzenden Leugner vorspielen, womit erst recht wieder eine Art Debatte suggeriert wäre. Diese feinen Unterscheidungen, die als Richtlinien wohl ihren Wert haben, im Grunde aber selbstverständlich sind, waren in

dem Moment ad absurdum geführt, als sich Frau Lipstadt mit David Irving für acht Wochen im selben Gerichtssaal wiederfand.

Manche behaupten, dass es zu diesem Prozess und seinen Folgen nie gekommen wäre, hätte Deborah Lipstadt ihr Buch nicht geschrieben – ein Vorwurf, der sie selbst am meisten schmerzen dürfte. Doch ist er falsch. Dieser Prozess hat einzig und allein aufgrund der englischen Verleumdungsgesetze stattgefunden, die, für Rechtsstaaten einzigartig, die Beweislast vom Kläger auf den Beklagten umwälzen. Und der von David Irving aufgrund dieses Buches angezettelte Gerichtsfall hatte schliesslich einige überraschende und erhellende Aspekte – niemals zuvor hatte man Gelegenheit gehabt, das geklitterte Geschichtsbild der Leugner und seine raffinierte Fabrikation so detailliert kennen zu lernen.

Holocaust-Leugner haben keine besondere Bedeutung für unsere Gesellschaft. Sie sind nicht besonders viele, sie sind nur besonders unappetitlich. Sie sind, wie Robert Jan van Pelt, der gegen Irving als Zeuge auftrat, sagt, «das Falschgeld, der schmutzige Anteil der Demokratie». Ob man sich mit ihnen beschäftigen, ob man über sie schreiben soll, ist eine legitime Frage, die man sich immer wieder stellen muss. Ein Grund dafür könnte sein: Gerade totgeschwiegen rufen sie mehr Unruhe und Unbehagen hervor, als ihnen eigentlich zukommen. Das soll nicht heissen, dass sie ganz ungefährlich sind. Doch um sie nicht übertrieben fürchten zu müssen, muss man sie kennen. Das wäre, nach seinem erwähnten Zwischenruf im DeKalb Community College, ja scheinbar ganz im Sinne David Irvings – wenn dieser bloss je meinen würde, was er sagt.

David Irving

Wer nachmittags in die Duke Street 81 kommt, dem kann es passieren, dass er, noch bevor er David Irving persönlich kennen lernt, es mit dessen sechsjähriger Tochter zu tun kriegt. Sie öffnet die Tür in einem bodenlangen, rosa schimmernden Prinzessinnenkleid, in dem sie bestimmt nicht zur Schule geht, legt den Finger an die Lippen und erklärt dann mit einer Stimme, die nicht zur Widerrede einlädt, dass Daddy noch ein Fernsehinterview gibt und man deshalb mit ihr hier im Korridor warten soll. Um die Zeit zu vertreiben, schlägt sie vor, aus ihrem «Disney and me»-Heft vorzulesen. Weil sie es nicht bei einer kleinen Leseprobe belässt, sondern ungerührt Seite um Seite vorträgt, hört man ihr nach ein paar Minuten schon nicht mehr aufmerksam zu. Man beginnt, sich halblaut mit seinem Kollegen zu unterhalten und die Bücherkartons zu mustern, die entlang des schmalen Korridors bis auf Hüfthöhe gestapelt sind. Obenauf liegen einige lose Bücher und verraten, was sich im Rest der Kisten verbirgt. Es sind die Werke des Hausherrn, verlegt in seinem eigenen Verlag «Focal Point»: «Goebbels – Mastermind of the Third Reich» zum Beispiel, in exquisiter Ausstattung und mit vielen Bildern. Von den Buchumschlägen schaut einem Joseph Goebbels direkt ins Gesicht.

Jemand will ihm von der Seite Papiere reichen, doch er beachtet das nicht. Mit einem Blick von unten nach oben, zwischen vorwurfsvoll und drohend, sitzt er steif in seinem Stuhl, die Hände beinahe an die Lehnen geklammert, und starrt aus diesem Buch heraus. Zwischen all den Büchern sitzt das hübsche Kind Jessica auf einer Kiste, blossfussig, das Disney-Heft im Schoss und sieht plötzlich auf. «Und jetzt», kündigt es lächelnd an, «werde ich euch dazu Fragen stellen.» Natürlich haben wir keine einzige davon beantworten können, weil uns völlig entgangen war, worum es in der Geschichte ging.

Advocatus Diaboli

Im Jahr 1944 war David Irving sechs Jahre alt. Journalisten erzählt er manchmal die Geschichte, wie er damals am Strand von Southsea stand und die englische Invasionsflotte auslaufen sah. «Die meisten davon werden nicht zurückkommen», sagte seine Mutter zu ihm. Ihr Mann, Irvings Vater, war zu dieser Zeit selbst als Marineoffizier im Krieg. Er hatte bereits im Ersten Weltkrieg gedient und sollte auch den Zweiten überleben. Doch zu seiner Frau und den vier Kindern, von denen Irving und sein Zwillingbruder Nicholas die jüngsten sind, kehrte der Vater nicht mehr zurück. Eigenen Aussagen zufolge hat Irving seinen Vater erst in dessen letzten beiden Lebensjahren ein bisschen kennen gelernt.

David Irving hat zwei Lieblingsausdrücke, die er ohne Rücksicht darauf benutzt, wie ermüdend oft seine Gesprächspartner sie schon von ihm gehört haben. Der eine ist deutlich seemännisch inspiriert. «Ich werde das Kriegsschiff Aussch-

witz zum Sinken bringen», sagt er gern, und er versichert es seinen begeisterten Anhängern bei jeder Gelegenheit: «Es wird nicht mehr lange dauern, und das Kriegsschiff Auschwitz wird für immer untergegangen sein.»

Schon von Jugend an hatte er ein Faible für das Plakative. Er war ein Unruhestifter. In der Schule sei er regelmässig verprügelt worden: «Die letzten Hiebe kriegte ich, als ich eine zwölf Fuss grosse Hammer-und-Sichel-Flagge über den Haupteingang der Schule hängte – sie mussten die Feuerwehr holen, um die Fahne wieder runterzuholen!»³ Am College sorgte er für Schlagzeilen in der Studentenzeitung, als er behauptete, 17 Prozent der Londoner Studenten seien Linksextremisten oder gar Kommunisten: «Die Zahl habe ich mir ausgedacht – ich nahm einfach eine Primzahl.» Der Sohn der allein erziehenden Mutter, der in beschränktesten Verhältnissen aufgewachsen war, verlor sein einjähriges College-Stipendium schliesslich, als er durch ein Mathematik-Examen fiel. Der Prüfer, behauptet er heute, sei ein «wohl bekannter Kommunist» gewesen.

Von der Royal Air Force wurde Irving aus medizinischen Gründen abgelehnt. Er bewarb sich in Deutschland bei Krupp um eine Lehrstelle, er bekam eine beim damaligen Konkurrenten Thyssen. So ging er 1960 im Alter von zweiundzwanzig als Stahl-Hilfsarbeiter nach Deutschland, weil er, wie er in einem Lebenslauf schrieb, «buchstäblich ganz unten anfangen wollte, um nach ganz oben zu kommen».

Sein ältester Bruder John dagegen hat all das Traditionelle erreicht und beendet, was David bloss versucht oder angefangen hat: John diente 23 Jahre lang in der Königlichen Luftwaffe und erlangte als Ingenieur einen Dokortitel. David Ir-

vings zweiter Lieblingsausdruck, meistens bezogen auf Wissenschaftler, lautet: «I want to see egg on their faces.» Er gab diesen Satz sogar einmal als Antwort, als ich ihn fragte, warum er sich ausgerechnet den Holocaust, dieses heikle und mit so vielen Emotionen besetzte Gebiet der Geschichtsforschung, für seine «Revisionen» ausgesucht habe: Das sehe doch allzu sehr nach Absicht, nach dem Wunsch nach grösstmöglichem Tabubruch aus. Er hat es bloss indirekt bestätigt: «Ich liebe es eben, Ei auf den Gesichtern der Historiker zu sehen», sagte er, bevor er überraschend zu singen begann. «Kennen Sie dieses Lied?» fragte er noch, bevor er mit tiefer Stimme loslegte: «Anything you can do I can do better.»

Für Feinschmecker serviert Irving den Ei-Satz übrigens noch in einer Steigerung. Auf einer Veranstaltung in Toronto forderte er seine Anhänger auf: «Stellt euch das Omelett auf ihren Gesichtern vor, wenn es uns gelingt, die Sechs-Millionen-Lüge offen zu legen!»

Doch ein paar Zitate und biographische Details geben noch keine Erklärungen. Er ist natürlich nicht einfach deshalb, inzwischen amtlich bestätigt, ein rechtsradikaler Faktenmanipulierer, ein Antisemit und Rassist, weil er ohne Vater aufwuchs und keinen Studienabschluss hat. Das trifft auf Hunderttausende andere auch zu. Es ist viel komplizierter. Wie Guttenplan schrieb, kann Irving wie «die Ausgeburt der Vernunft wirken». Er kann charmant sein und zuvorkommend, doch zwischen einem freundlichen Kompliment und einer aggressiven Attacke liegen manchmal nur Sekunden. Er ist zeitweise voll «grenzenloser Wut, die sich plötzlich entfalten kann», wie der Soziologe Hajo Funke sagte, der im Prozess als Gutachter gegen Irving aussagte. Sein Umgang mit Frauen ist in

jeder Hinsicht extrem. Während er gern misogyne Witzchen der Art reisst, dass «Frauen geistiger Kaugummi»⁴ seien oder zumindest «10 Prozent weniger Hirn und noch nie eine Symphonie komponiert»⁵ hätten, gefällt er sich im direkten Umgang als Charmeur, zumindest solange er hofft, die jeweilige Frau von sich überzeugen zu können. Sätze wie «Sie sind eine so schöne Frau, warum hassen Sie mich so?» sind eine besondere Irvingsche Spezialität. Dass er sich in seinen Tagebüchern über die Forderung nach gleichem Lohn für Frauen abfällig äussert, passt ins Bild: Er ist das Gegenteil eines Gleichbehandlers. Frauen, die er einmal als seine Gegner ausgemacht hat, werden auf noch verletzendere Art verächtlich gemacht als Männer.

Als der Prozess *Irving vs. Lipstadt* zu Ende war, schrieb der alte englische Militärhistoriker John Keegan einen Kommentar, der über die Grenzen Grossbritanniens hinaus für Widerspruch und Empörung sorgte. Ein zentraler Satz dieses Artikels, der als Rehabilitierung Irvings gedacht war, lautete: «In Wirklichkeit gibt es zwei Irvings»⁶. Auch die «Zeit» behauptete eine «Doppelstrategie» Irvings, der «bald als akribischer Forscher, bald als Volkstribun der extremen Rechten»⁷ aufträte. Doch ob Person oder nur Strategie: Vieles wäre einfacher, wenn es bloss zwei Irvings wären, mit denen man es zu tun hat.

David Irving, mit all seinen abstossenden Seiten, ist eine hoch komplexe Figur – gemessen an dem banalen Dienst, den er als legitimierender «Historiker» für die internationale rechtsextreme Szene erfüllt, und gemessen an den banalen, brutalen Charakteren, die ihm zujubeln. Er ist so schwer zu fassen, dass die missglückte Formulierung eines Journalisten beinahe wieder genial war: Irving habe sich im Laufe des Pro-

zesses als «chamäleonartige Figur entpuppt»⁸. Seine Intelligenz, seine Talente, ja sogar seine Manieren machen einen Grossteil des Interesses und der Faszination aus – und nicht allein der Skandal, dass er die Gaskammern leugnet. An dem scheinbaren Widerspruch geradezu verzweifelnd, schrieb ein englischer Journalist: «In den Augen der meisten anderen Männer hat er alles: Gross und distinguiert, genoss er eine gute Ausbildung und ist intelligent. Frauen waren nie ein Problem.»⁹ So leicht, soll das heissen, könnte er «einer von uns» sein. Denn wer würde sich je mit dem rabiaten deutschkanadischen Schreihals Ernst Zündel – von dem noch die Rede sein wird – oder mit den gestieften Glatzen Ostdeutschlands wirklich persönlich beschäftigen wollen? Die fehlgeleitete Vernunft, das vergeudete Talent – das ist es, was an Irving herausfordert.

So könnte man zum letzten Mal den Vergleich mit Eichmann und seinem Prozess bemühen, bloss um zuzusehen, wie er davonhinkt: Hannah Arendt hat die «Banalität des Bösen» sprichwörtlich gemacht, den Kadavergehorsam, der einen subordinaten Kleinbürger wie geschmiert zum Schreibtischtäter mit Millionen Opfern werden liess. Jahrzehnte später tritt David Irving auf: Als *Advocatus Diaboli* dieser Täter. Wie es sich für einen begabten Anwalt gehört, verkleinert er das Verbrechen und behauptet die Unkenntnis des Drahtziehers. Fasziniert von den Nazis und überzeugt von der eigenen Berufung, für etwas Historisches bestimmt zu sein, verteidigt Irving persönlich Adolf Hitler. Entschlossen nimmt er ihn in Schutz, und seine stupende Kenntnis der Geschichte und der Dokumente lässt ihn zu den erstaunlichsten und infamsten Ergebnissen kommen. Umstritten ist, wie banal etwa Eichmann wirklich war. David Irving, der Anwalt des Bösen ist es nicht.

Er wurde auch nicht vor Gericht gestellt, sondern er selbst ist vor Gericht gezogen. Und deshalb wurde er am Ende auch nicht gehenkt, höchstens im übertragenen, finanziellen Sinn. Alles war viel zahmer, viel demokratischer: Es wurde ihm bloss nicht Recht gegeben.

Der Historiker

Seit Jahrzehnten wird Irvings Arbeit von historischen Kapazitäten im anglo-amerikanischen Raum gepriesen. Selbstredend macht er davon Gebrauch für die Eigenwerbung. Hugh Trevor Roper – der auch Unfreundlicheres äusserte – lobte zumindest seinen «unermüdlichen Forscherfleiss». John Keegan, den Irving zwang, «sub poena» vor Gericht auszusagen, hat wiederholt gesagt, dass «Irving wahrscheinlich mehr als jeder andere lebende Mensch über die deutsche Seite der Kriegführung weiss». Donald Cameron Watt, jahrzehntelang Professor an der London School of Economics und ein weiterer «sub poena»-Zeuge Irvings, sagte dem Richter, er sei «zutiefst beeindruckt» von Irvings Wissen auf seinem Gebiet, wenngleich er ihn nicht «zur Top-Spitzengruppe» der Militärgeschichtler zählen wolle. Der britische Publizist Christopher Hitchens äusserte mit einer Wendung, die inzwischen sprichwörtlich geworden ist, über Irving, er sei nicht nur «ein faschistischer Historiker, sondern ebenso ein grossartiger Historiker des Faschismus». Gordon C. Craig, Professor für deutsche Geschichte an der Universität von Stanford, hält Irvings Beitrag zur Geschichte des Nationalsozialismus, genau wie Keegan, für «unentbehrlich» und sagte: «Ich lerne immer etwas von ihm.» In einer Rezension schrieb Craig: «Wenn wir Irving

mundtot machen, würden wir einen hohen Preis zahlen, bloss um uns von dem Ärger, den er uns macht, zu befreien – es ist eine Tatsache, dass er mehr über den Nationalsozialismus weiss als die meisten professionellen Akademiker auf diesem Gebiet.»¹⁰

Der Umgang mit jemandem wie Irving ist also ganz unterschiedlich. Während es in Deutschland, wenn überhaupt, darum zu gehen scheint, ob man die Existenz eines prononcierten Holocaust-Leugners öffentlich erwähnt, streiten namhafte Historiker in England und den Vereinigten Staaten dafür, die relevanten Teile in Irvings Werk trotz seiner extremistischen Ansichten nicht zu übersehen. Zwar gehört es gerade zu den Lieblingsstrategien Irvings wie der anderer Holocaust-Leugner, sich empört als Opfer böswilliger Zensur darzustellen. Doch das schwächt deshalb noch nicht die Verteidigung von Craig und Co., die gewisse Teile von Irvings Büchern sozusagen vor dem «Misthaufen der Geschichte» gerettet wissen wollen.

Was ist nun das Besondere, das Rühmenswerte am Forscher Irving? Im Prinzip arbeitet er wie ein investigativer Journalist mit einem einzigen Thema: die Nazi-Grössen. Das Bild, das er mit Emphase von sich selbst zeichnet, ist das des Materialsammlers ohne Berührungsscheu. Mit leeren Kartons auf dem Rücksitz seines Autos ist er immer wieder in Richtung Deutschland losgefahren, und gefüllt hat er die Kartons zurückgebracht: Tagebücher, private Korrespondenzen, Kalender und Dokumente hat er auf diese Weise eingesehen und ausgewertet und oft genug deren einschlägig informierte Aufbewahrer und Aufbewahrerinnen interviewt. Überall, bei den Witwen und Sekretärinnen, bei den Adjutanten und Vertrauten, sei er der erste gewesen: «Die deutschen Historiker» wä-

ren gar nicht auf die Idee gekommen, nach diesen Dingen zu suchen, die wie ungehobene Schätze in Kellern, Speichern und Schuhkartons geradezu auf ihn gewartet haben. Weil er mit seinem ersten Buch «Der Untergang Dresdens» (1963, deutsch 1964) das Zutrauen der überlebenden Nazis gewonnen hatte, kam er den erstaunlichsten Nazi-Memorabilien auf die Spur. Er besuchte im Auftrag der Illustrierten «Quick» einen Sammler in Albuquerque, der Teile von Eva Brauns Tagebuch besitzen sollte, ihm wurde eine «Schatzkarte» zugespielt, mit deren Hilfe er 1969, mitten im Kalten Krieg, in der DDR nach Goebbels' vergrabenen Tagebüchern suchen durfte, er behauptet, in Chicago 200 Liebesbriefe Himmlers an dessen Geliebte eingesehen zu haben. Und er interviewte in Wien die ehemalige tschechische Schauspielerin Lida Baarova, die Goebbels' Geliebte war. Im Lauf der Jahre sammelte er so Tonnen von Material, das er schliesslich unter dem Namen «Sammlung Irving» dem Institut für Zeitgeschichte in München zur Verfügung gestellt hat. Die Tatsache, dass er nun zu seinem eigenen Material keinen Zugang mehr erhält, weil er gar nicht einreisen darf, empört ihn zutiefst.

David Irving ist, das war auch im Gerichtssaal gut zu erkennen, ein wandelndes «Who is Who» des Nazi-Establishments bis herab in die niederen Chargen; Ränge, Titel und Kurzbiographien selbstverständlich inbegriffen. Sein breiter und jederzeit abrufbarer Überblick über Dokumente, Daten und Operationen sucht seinesgleichen. Er ist ein Musterschüler, der die etablierten Historiker damit beeindruckt will, dass er jedes winzige Faktum auswendiger weiss als sie. Doch wenn es zu Bewertungen und Interpretationen kommt, betritt er seinen eigenen braunen Kosmos, er, der «Hitler-Partisan mit Scheuklappen»¹¹.

In seinen spannend geschriebenen Büchern nimmt er – das ist seine Spezialität – vor allem die Perspektive der Nazis ein. In «Hitler's War», seinem so gerühmten wie verfeimten Hauptwerk, «spricht sogar immer wieder Hitlers innere Stimme zum Leser», wie Hajo Funke, einer der Gutachter der Verteidigung, sarkastisch bemerkt. Unter den zahlreichen Büchern Irvings ist «Hitler's War» (erstmalig erschienen 1977) exemplarisch für die beiden entgegengesetzten, nur scheinbar unvereinbaren Seiten seines Autors. Es ist einerseits die Krönung seines Versuchs, den Zweiten Weltkrieg aus deutscher Sicht zu beschreiben, und gleichzeitig der Anfang vom Ende seiner Existenz als ernst genommener historischer Autor. «Hitler's War» ist ein Wendepunkt seiner Biographie. John Keegan, der erst kürzlich für seine Verdienste um die Militärgeschichte von der Queen zum Ritter geschlagen worden ist, vertrat auch vor Gericht die Meinung, dass es nur zwei herausragende Werke zur Kriegführung im Zweiten Weltkrieg gäbe: Für die alliierte Seite Chester Wilmotts «Struggle for Europe» von 1952 und für die deutsche «Hitler's War» – «wenn ich einem Anfänger zwei Werke zur Einführung empfehlen müsste, wären es immer noch diese beiden», sagte der alte, kranke Keegan dem Richter.

«Hitler's War» war 1977 wie das erste Wetterleuchten, das den deutschen Historiker-Streit der achtziger Jahre ankündigte. Das Buch, das lebhaft rezensiert wurde und eine breite Leserschaft erreichte, statuierte zum ersten Mal vehement, dass es keinen expliziten, schriftlichen Befehl Hitlers für die «Endlösung» gab, genauso wenig wie den jemandes anderen. «Er hat damit eigentlich eine sehr nützliche Rolle gespielt», sagt der historische Autor Robert Harris, «er hat sich auf eine

Lücke in der historischen Dokumentation konzentriert, die wir seither zu erklären, zu füllen versuchen.»¹²

Doch es war auch dieses Buch, mit dem Irving massiv die These zu vertreten begann, dass der Holocaust hinter Hitlers Rücken von Himmler und Goebbels angezettelt worden sei. Sein Held habe «bis Oktober 1943» nichts davon gewusst – oder noch extremer, einer seiner Aussagen zufolge, die ihm im Gerichtssaal Nr. 73 vorgehalten wurde: «Wahrscheinlich war Hitler der grösste Freund, den die Juden im Dritten Reich hatten.» In der zweiten Ausgabe von «Hitler's War» aus dem Jahr 1991 waren stillschweigend alle Hinweise auf den Holocaust getilgt worden. Aus dem «Vernichtungslager Auschwitz» war das «Zwangsarbeitslager Auschwitz» geworden, aus dem hitlervorliebten und -verteidigenden Autor in der Zwischenzeit ein radikaler Holocaust-Leugner. In Irvings eigenen Worten: «Sie werden den Holocaust in keiner einzigen Zeile erwähnt finden, nicht einmal in einer Fussnote. Warum auch? Etwas, das nicht stattgefunden hat, braucht man auch mit keiner Fussnote zu würdigen.»¹³

«Was waren die Gründe für diese erstaunliche Kehrtwendung?» fragte Richard Rampton, der Verteidiger von Deborah Lipstadts Verlag Penguin in seiner Eröffnungsrede am ersten Prozesstag: «Der Hauptgrund lässt sich mit einem Wort sagen: Leuchter.»

Beruf: Rechtsextremist

1988 war David Irving selbst als Zeuge in einem Holocaust-Verfahren aufgetreten. Angeklagt der absichtlichen Verbreitung von falschen Informationen, die geeignet seien, Antise-

mitismus und Rassenintoleranz zu schüren, war der Deutschkanadier Ernst Zündel. Die Klage gegen Zündel, ursprünglich angestrengt von einer Holocaust-Überlebenden, der sich in der Folge der Staat Kanada anschloss, hatte zwei Gerichtsprozesse und zahlreiche Berufungen zur Folge. Ernst Zündel ist ein typischer Holocaust-Leugner nach der Art der aggressiven Krakeeler, kein Wolf im Nadelstreifen-Pelz wie Irving: Zündel zu beobachten, ihn sprechen zu hören, erzeugt dieselben Gefühle wie Naturkatastrophen und Seuchen – man muss sich hilflos und wütend damit abfinden. Dabei könnte Zündel eine Karikatur sein, wie er mit seinen Männern, Gestalten wie Baggerfahrer, Gewichtheber oder professionelle Armdrücker, Tag für Tag vor dem Gericht in Toronto aufmarschierte, mit kugelsicheren Westen und Bauarbeiter-Helmen, auf denen provokant «Freedom of Speech» stand. Wie in Errol Morris' ausgezeichnetem Dokumentarfilm «Mr. Death – The Rise and Fall of Fred Leuchter» zu sehen ist, schleppte er einmal sogar ein riesiges Holzkreuz vor das Gerichtsgebäude. Zündel könnte eine Lachnummer sein, wie er, sobald ihm Mikrofone entgegengestreckt werden, mit so schwerem Akzent hineinspricht, dass nicht einmal Hollywood-Filme ihn als «Deutschen» engagieren könnten, ohne sich den Vorwurf absurder Überzeichnung zuzuziehen. Der Höhepunkt der Groteske würde sein, die Titel von Zündels beiden Büchern zu nennen: «The Hitler We Loved and Why» heisst das eine, «UFOs: Nazi Secret Weapons?» das andere. Doch Zündel ist kein Scherz, sondern wahrlich eher eine Naturkatastrophe. Furchterregend ist die Aggression, mit der er seine Parolen von der «Hasspropaganda» in die Kameras schreit, mit der die Juden mit Hilfe der Holocaust-Lüge seit Jahrzehnten Deutschland ausbeuten würden.

Dazu nicken seine Mannen grimmig unter ihren Schutzhelmen. Zündel ist eine Art Otto-Versand für Rechtsradikale. Sein Verlagshaus Samisdat Publishers versorgt ganz Nordamerika mit der einschlägigen neonazistischen und rassistischen Propaganda. Und nicht nur das: «Westdeutschland war sein Hauptziel. Im Dezember 1980 informierten [kanadische] Regierungsbeauftragte den Bundestag darüber, dass in den vorhergegangenen zwei Jahren zweihundert Frachtladungen, bestehend aus extremistischen Neonazi-Büchern, Periodika, Symbolen, Filmen, Schallplatten und Kassetten von Samisdat Publishers ins Land geliefert worden waren.»¹⁴

Zündel ist so radikal und laut, dass es selbst Irving Überwindung kostete, sich mit ihm einzulassen. In seinem Expertenreport für Deborah Lipstadts Verteidigung vermutet Robert Jan van Pelt, dass es schliesslich ökonomische Gründe waren, die Irving überzeugten: Zündels Distributionsnetz, seine straff organisierte Anhängerschaft und sein Talent, immer genügend Journalisten dorthin zu bringen, wo er sie braucht, könnten ausschlaggebend gewirkt haben auf einen, der wie Irving nicht nur irgendwo auftreten, Reden schwingen und akklamiert werden will, sondern auch seine teuer gestalteten Bücher verkaufen muss, um weitere produzieren zu können. Als Irving 1986 während einer seiner Lesetouren nach Toronto kam, bat er Zündel, der Veranstaltung fernzubleiben – daraufhin war sie kaum besucht. Da schrieb Zündel Irving einen Brief, in dem man vor lauter Zaunpfählen beinahe den Wink nicht mehr sieht: «Bezüglich Ihrer Befürchtungen, mit mir in Verbindung gebracht zu werden, waren Sie sehr offen zu mir, und wie Sie sich erinnern werden, habe ich jede Anstrengung unternommen, Sie nicht mit meiner Anwesenheit in Verlegenheit zu

bringen. Leider hat meine Zurückhaltung zu dieser betrüblichen Abwesenheit jedweder Presse geführt – nur wenige Menschen verstehen es, die Presse ordentlich zu handhaben. [...] Bemühen Sie sich bitte, dass Sie bei Ihrem nächsten Besuch jemanden Kompetenten haben – Sie verdienen das Beste! Ich habe lang und hart darüber nachgedacht, wie ich Ihnen von Nutzen sein könnte. [...] Ich weiss zum Beispiel nicht, ob Sie eine Liste von Buchkäufern haben, damit meine ich eher Einzelpersonen als Verlage [...].»

Und so weiter. Zündel lockte und schmeichelte Irving auf jede erdenkliche Art, bewunderte wortreich dessen Auftreten («wenn notwendig kämpferisch und rau, aber auch bescheiden und charmant») und bezeichnete ihn als den «Traum jedes Veranstalters». «Der deutsch-kanadische Mephisto hatte seinen englischen Faust gefunden», schreibt van Pelt¹⁵. Zwei Jahre später war David Irving Zündels Zeuge – Zündel durfte hoffen, von seines Fausts Reputation und charmantem Auftreten zu profitieren.

Unter den Prozessen gegen Neonazis und Holocaust-Leugner sind die beiden Verfahren gegen Ernst Zündel bis heute abschreckende Höhepunkte. Historiker wie Raul Hilberg wurden von Zündels Verteidiger im Zeugenstand persönlich attackiert, Holocaust-Überlebende wurden auf erniedrigende und zynische Weise ins Verhör genommen. Als «Lügnerin» beschimpft wurde eine aufgeregte Zeugin, nachdem sie aufgefordert worden war, zum Beweis der Richtigkeit ihrer Angaben die vollen Namen von mindestens 20 ihrer ermordeten Verwandten aufzusagen. Und jeden Tag zogen Zündel und seine Männer vor dem Gericht die gleiche aggressive Show ab, inklusive Helmen und «Hasspropaganda»-Geschrei. In seinen

Briefen an Irving nennt Zündel die Gerichtsverfahren protzig den «Ersten» bzw. «Zweiten Grossen Holocaust-Prozess». Für den «Zweiten» wollte er nun Irving als seinen historischen Gutachter. Brieflich schlug er ihm vor, seinen Aufenthalt in Toronto gleich mit Vorträgen und Buch-Promotionveranstaltungen zu verbinden. «Zündel erwies sich als Meister der Überredung»: ‚Sollten Sie Ihren Besuch auf andere Teile Kanadas ausweiten wollen, würde ich das sehr empfehlen, schon um Vorteil aus unseren Gerichtssaalauftritten zu ziehen. Beim ersten Prozess hatten wir so gut wie jeden Tag landesweite Berichterstattung‘». ¹⁶

Während Zündel Irving langsam gar kochte, arbeitete er gleichzeitig an einer anderen Verteidigungsstrategie, die weitreichende Folgen haben sollte. Er engagierte Fred Leuchter, einen schrulligen Einzelgänger aus Boston, der sich aus persönlichem Interesse im Lauf der Jahre zu einem Fachmann für Hinrichtungsapparate weitergebildet hatte. Zuerst hatte Leuchter, der Sohn eines Gefängniswärters, den elektrischen Stuhl seines Heimatortes verbessert, dann wurde er, für ihn selbst überraschend, zu einer defekten Giftspritzenanlage gerufen, schliesslich reparierte, wartete und entwickelte er elektrische Stühle, Galgen und andere staatliche Tötungsmaschinen in den ganzen Vereinigten Staaten – darunter auch die Gaskammer von Missouri. Leuchter, bis heute stolz auf die «humanitäre Seite» seiner Arbeit, weil sie – zweifellos – das Leiden der Delinquenten verringert, hatte in seinem Leben bisher nicht viel Anerkennung erfahren. Den Problemen, die andere mit seinem seltsamen Beruf haben, steht er völlig verständnislos gegenüber: «Die Leute fragen mich immer, ob ich nachts gut schlafe, und ich antworte ihnen, danke, ich schlafe

hervorragend. Ich mache Hinrichtungen menschlicher, pietätvoller. Wie Sie vielleicht schon bemerkt haben, bin ich ein Befürworter der Todesstrafe. Aber ich bin sicher kein Befürworter staatlicher Folter.»¹⁷ Leuchter, den Irving als «Simpel» bezeichnet, war leicht zu verführen, indem man ihm als dem «einzigsten Experten» schmeichelte. Er erklärte sich bereit, mit seiner frisch angetrauten Frau Carolyn nach Auschwitz und Majdanek zu fahren und «Proben» zu nehmen. Es war seine und Carolyns Hochzeitsreise, es war Februar und bitterkalt in Polen. Leuchter kroch in Birkenau mit einem Assistenten unter den Trümmern des Krematoriums II herum und kratzte illegalerweise «Gesteinsproben» von den Wänden, die er in den Vereinigten Staaten unter verschiedenen Vorwänden auf Zyanid untersuchen liess. Es war die Geburtsstunde des «Leuchter-Reports».

Irvings Reaktion, als er von Zündel über den «Leuchter-Report» und dessen «Ergebnisse» informiert wurde, war für seinen Charakter typisch: «Warum ist mir das nicht selber eingefallen?», rief er aus. Es hätte so perfekt zu dem Bild gepasst, das er selbst von sich hat: Feste Schuhe anziehen und raus in die freie Natur, neues Beweismaterial ausgraben. Der Ärger über sein eigenes Versäumnis tat seiner Begeisterung für Leuchters «Ergebnisse» jedoch keinen Abbruch – schon von dem Moment an, als er bloss Teile davon gelesen hatte, wechselte er endgültig zu den Radikalen vom Schlage Zündels über. In Grossbritannien war es er selbst, der im Juni 1989 den «Leuchter-Report» in einer Hochglanz-Ausgabe publizierte, mit einem eigenen, rühmenden Vorwort. Bis dahin hatte er wohl die Ausmasse des Holocaust bezweifelt, die Opferzahlen unerschrocken hinunterlitiert und den systematischen Massenmord auf Grundlage von absurd niedrigen Zahlen mit den

Bombardements der Alliierten auf deutsche Städte ins Vernehmen gesetzt: «Meine Damen und Herren, 50'000 Menschen wurden in Auschwitz zwischen 1942 und 1944 umgebracht. Das ist ein Verbrechen, wie ich gesagt habe. 50'000 unschuldige Menschen. In drei Jahren in Auschwitz starben also ungefähr so viele Menschen, wie wir Briten in Hamburg in einer Nacht umgebracht haben.»¹⁸ Wohl hatte er bis 1988 Hitlers Verantwortung für den Holocaust abgestritten und sie Himmler, Goebbels und Heydrich angelastet. Doch geleugnet hatte er ihn nie. Fred Leuchter, der Simpel aus Boston, dessen vorrangige Expertenschaft darin besteht, einen elektrischen Stuhl so einzustellen, dass er den Delinquenten gleichmässig tötet und nicht «schon den Kopf in Flammen [aufgehen lässt], während der Rest noch zuckt»¹⁹, soll also David Irving, den Schlaunen, Gebildeten, historisch Versierten von einem Tag auf den anderen, mit Irvings eigener Formulierung, «bekehrt» haben. Das ist nicht leicht zu glauben.

In jeder Wendung, die Irving scheinbar emotional macht, steckt immer ein gutes Stück Taktik, in jedem seiner wohl überlegten Schritte aber genauso ein gutes Stück seiner Emotionen, die er nie ganz beherrschen kann. Es ist ebenso gut möglich, dass «der politische Stratege Irving das als Projekt betrieben hat und sich diese Konversion angekündigt hat» (Hajo Funke), wie das Gegenteil: Er sah den «Leuchter-Report» vor sich und plötzlich, vor seinem inneren Auge, noch viel mehr Omeletts auf den Gesichtern, wenn er jetzt nicht bloss Hitlers Verantwortung, sondern gleich die Gaskammern an sich bestreiten würde – unter Zuhilfenahme selbstverständlich seines ganzen Fachwissens, mit dem er bisher bloss Hitlers Schuld zu verringern suchte. *Advocatus Diaboli*: Es soll schon Anwälte gegeben haben, die ihre Klienten trotz deren

Geständnis als unschuldig verteidigt haben, bloss um ihre eigene Kunstfertigkeit funkeln zu lassen.

David Irving lebt von der Provokation. Sie hält ihn psychisch wie ökonomisch am Leben. Seine Geschäfte laufen nur, wenn er ständig etwas Neues präsentiert, den Käufern und den Medien. Viele Jahre lang bestand dieses Neue, Erregende aus unbekanntem Nazi-Dokumenten, die er zu Büchern verarbeitete. Und als im Lauf der Jahre die unentdeckten Originaldokumente weniger wurden, wurden seine Meinungen radikaler – auch das schafft Interesse und hält das Werk am Laufen. Inzwischen hat er auch die Nützlichkeit juristischer Waffen für seinen Kampf um Aufmerksamkeit und Anerkennung entdeckt: Er hat es sich in den letzten Jahren zur Gewohnheit gemacht, «mit dem Gesetz Verleumdungen zu bekämpfen», wie es auf seiner Homepage falsch heisst. Die Unwägbarkeit der britischen Verleumdungsgesetze ebenso in Rechnung ziehend wie die gigantischen Kosten eines Verfahrens, haben sich Zeitungen und Verlage, die weniger Gesicht zu verlieren haben als Deborah Lipstadt, mit Irving aussergerichtlich geeinigt. Bedingung für eine solche Einigung ist normalerweise eine Spende für wohltätige Organisationen und ein privater Entschuldigungsbrief. Dasselbe hat er mit Lipstadt und Penguin versucht. Sein grösster juristischer Erfolg gelang ihm mit der «Sunday Times», zwar nicht wegen Verleumdung, sondern weil die Zeitung einen abgeschlossenen Vertrag mit ihm gebrochen hatte: Kolportierte 48'000 Pfund wurden angeblich an eine Stiftung zugunsten seiner jüngsten Tochter Jessica eingezahlt – gerade jemand wie er muss an die Zukunft seines Kindes denken.

Psychisch verhält sich die Sache ähnlich: Je aussichtsloser ein Kampf scheint, desto lieber nimmt er ihn an. Denn umso

strahlender könnte er als Sieger dastehen. Auf der unersättlichen Suche nach Anerkennung und Selbstbestätigung zieht er seit Jahren die Schraube immer fester an, erhöht er die Drehzahl. Als aus dem vaterlosen Vorstadtkind endlich ein erfolgreicher Publizist geworden war, fühlte er sich bereits schmerzlich unbedankt für all die schatzgräberischen Dienste, die er der Historiografie erwiesen zu haben glaubte und seinen akademischen Verteidigern zufolge auch hat. Er hat den Widerspruch und die offene Feindschaft immer aktiv herausgefordert, aber er hat bereits ihre geringsten Vorboten als Bestätigung dafür genommen, dass die ganze Welt nichts anderes im Sinn hat, als gerade ihn mundtot und fertig zu machen. Längst ist er soweit, dass er seine eigene Bedeutung direkt mit der Stärke des Windes gleichsetzt, der ihm entgegenbläst. Man nennt das Paranoia.

«Was Irving vom Holocaust eigentlich glaubt, bleibt unklar», schreibt Don Guttenplan. Vor Gericht war diese Frage wichtig, doch je länger man Irving kennt, desto nebensächlicher wird sie. Es geht nicht darum, was er glaubt, sondern vielmehr darum, was er nicht glaubt. Und auch das ändert sich ständig. Der Holocaust ist für ihn keine Glaubensfrage, sondern «die Zerstörung eines Mythos» ist sein Brotberuf. Manchmal, wenn man privat mit Irving spricht, scheint er anzudeuten, dass alles nur ein riesiger Lausbubenstreich ist, der ihm deshalb Spass macht, weil die Leute davon so masslos moralisch empört sind. «Ach, ich will die doch nur ärgern», sagt er gut gelaunt an seinem Schreibtisch sitzend, während ihm sein Roosevelt-Bild über die Schulter sieht. Es ging um irgendein historisches Detail, das er noch wenige Stunden zuvor im Gerichtssaal mit fanatischem Ernst verteidigt hatte. Denn dort ist

er eins mit seiner Rolle als bis ins Innerste überzeugter Gaskammern- Leugner. Zu Hause, im leutseligen Gespräch mit Journalisten, die sich immerhin im Flur anstellen, um mit ihm zu sprechen, ist er auch eins – aber mit einer anderen, hier besser verkäuflichen Rolle. Im Grunde gibt es nur zwei Dinge, an die Irving in einem geradezu religiösen Ausmass glaubt: an sich selbst und an die jüdische Weltverschwörung.

Seine Tagebücher, die er den gegnerischen Anwälten zur Verfügung stellen musste, lesen sich wie die Tagebücher von jemandem, der bereits die Druckfassung vor Augen hat. In seinen im Internet veröffentlichten «Action-Reports» vermerkte Irving während der Prozesswochen so pedantisch wie stolz, zu welcher Zeit er endlich «auf das Sofa geknallt» war (meistens gegen drei Uhr früh), und wann ihn Tochter Jessica dort geweckt hatte, indem sie ihm auf den Bauch sprang (meistens kurz nach sieben). Robert Jan van Pelt hat nach seiner Entlassung aus dem Zeugenstand gesagt, er habe Irving, seinen Kreuzverhörer, so wenig wie möglich ansehen wollen, weil von ihm nur Leere ausginge, ein grosses, ein buchstäblich schwarzes Loch. David Irving ist aus eigenem Willen und mit Stolz eine öffentliche Figur, die keine private Seite mehr hat.

Den englischen Zeitungen zufolge wollen seine drei verbliebenen Töchter aus seiner ersten Ehe (die älteste, Josephine, hat nach jahrelangen Depressionen und einem Unfall, bei dem sie beide Beine verloren hatte, drei Monate vor Prozessbeginn Selbstmord begangen) nichts oder nur wenig mit ihm zu tun haben – er selbst antwortet auf diesbezügliche Fragen ausweichend und damit, dass die Zeitungen immer übertreiben würden. Sein Zwillingbruder Nicholas, ein Beamter in London, hat seinen Nachnamen geändert. Der älteste Bruder, John, beinahe siebzig Jahre alt, verwies einen Journalisten, der

seine Meinung zu seinem Bruder David erfahren wollte, kurz angebunden auf das Buch Genesis, Kapitel vier, neunter Vers. Das ist in der Geschichte von Kain und Abel jener Moment, in dem Kain Gott fragt: «Soll ich meines Bruders Hüter sein?»

«Ihr müsst besser aufpassen», sagt die kleine Jessica im Prinzessinnenkleid tadelnd und blättert zur nächsten Geschichte um. Nach langer Zeit im Flur kommt endlich ihre Mutter, die eigentlich aussieht wie eine ältere Prinzessinnenschwester, jung, blond, die volle Schönheit jedoch von Sorge, Erschöpfung und Krankheit matt geworden. Benté Hogh ist Mitte dreissig und gebürtige Dänin, und Irving kann sich immer und immer wieder darüber erregen, dass ein australisches Magazin ein Familienfoto mit der Bildunterschrift «eine richtig arische Familie» veröffentlicht hat. Von Zeitungen wurde sie nur selten zitiert, meist dahingehend, dass sie die Ansichten ihres Lebensgefährten nicht teile, jedoch bewundere, dass er nie klein beigegeben habe – sie habe ein Faible für aussergewöhnliche Menschen, für solche, die «ein bisschen exzentrisch» seien. Wir haben sie danach nicht gefragt. Sie hat uns gefragt, für welche Zeitungen wir schrieben. Sie bat uns ins Wohnzimmer und setzte sich weit weg von uns. Dann läutete das Telefon, und sie sprach lang mit leiser Stimme. Von der Seite, wenn sie am Telefon flüstert, kann man sie für zwanzig halten. Sie bewegt sich in der grossen Wohnung wie ein Schatten, aber kein langweiliger, sondern ein hintergründiger Schatten, einer, dem jedenfalls die Sonne zu stark ist. Der Fernseher war an, und Jessica breitete alle ihre Disney-Hefte auf dem Boden aus. Sie wollte, dass sich jeder die zwei Hefte aussuche, die ihm am besten gefielen. Im Fernsehen lief eine Sendung über eine

Puppe, die täuschend einem Baby ähnelte, aber ein Roboter war, der lachen konnte, weinen und die Händchen bewegen. Ein stolzer Konstrukteur drehte an einer Fernbedienung, und das falsche Kind schnitt Grimassen: Es war für Filme und Werbespots entwickelt worden, wo dieses Ding billiger und unkomplizierter ist als ein echter Säugling.

Irving hätte gern gehabt, dass Benté ihn einmal zum Gericht, zumindest zu den Schlussplädoyers, begleitet hätte, doch sie ist nicht gekommen, kein einziges Mal. In seinem im Internet veröffentlichten Tagebuch bedauerte er das, denn ihr Anblick «hätte die Reporter umgehauen». Doch, schrieb er dort weiter, wo die ganze Welt es lesen konnte: «Sie ist eben ein sehr privater Mensch.»

Als die abgetragenen Turnschuhe eines Kameramannes neben Jessicas Heften standen und Scheinwerfer, Kabel, danach eine Kamera aus dem Büro getragen wurden, waren wir dran. Es war kein gutes Interview. Es wechselte von vielen Freundlichkeiten – «Sind Sie gut untergebracht?», «Waren Sie schon einkaufen?» – zu Irvings Standard-Auschwitz-Vortrag, bei dem er sich nur ungern unterbrechen lässt. Bizarr war die Mischung aus Englisch und Deutsch, in der er Deutschsprachigen zu antworten beliebt: «It was a Verlegenheitslösung», sagte er über die Erschiessungen von jüdischen Männern, Frauen, Kindern hinter der Ostfront. Er weigerte sich, den Holocaust «systematisch» zu nennen, denn das «implies that everything went wie am Schnürchen, but it did not».

Er beschrieb die Mentalitätsunterschiede, die seiner Meinung nach zum Tragen kämen, je tiefer man nach Osteuropa vordringt. Schon die Deutschen hätten die Juden ohne zu zögern umgebracht, doch den Litauern, Esten und Letten sei es noch viel leichter gefallen. Er erzählte von Walter Frenzt, dem

Mann, der die Farbfotos von Hitlers Stab angefertigt hat und den er «über einer Flasche Wein» dazu gebracht habe, ihm von der Ostfront zu erzählen. Himmler habe Frenz gefragt, ob er ihn zu einer Massenerschiessung begleiten wolle, und Frenz habe, typisch deutsch, «jawoll, sehr gern, Herr Reichsführer» gesagt: «Wenn jemand zu mir sagt, Herr Irving, morgen gibt es eine Massenerschiessung, wollen Sie dabei sein? I would say, Herr Himmler, morgen ist für mich ein schlechter Tag. Tomorrow I can't make five minutes», sagt Irving amüsiert hinter seinem grossen Schreibtisch in Mayfair. Doch Frenz, so Irving, war neugierig. Er wollte sehen, wie so eine Massenerschiessung aussieht. «In dieser Hinsicht», sagt Irving, «hat Goldhagen schon Recht mit dem, was er über die Deutschen sagt.»

Später rechnete er vor, wie viele Tonnen «Fleisch» durch soundso viele zehntausende «angeblich Vergaste» anfallen, dass es Wochen dauern würde, all die Leichen mit dem Aufzug aus der Gaskammer zu den Öfen zu schaffen, er sprach von den fehlenden Löchern im Dach von Krematorium II und verriet, dass einer seiner anonymen Helfer ein «weltberühmter Architekt in New York, einer der fünf besten» sei. Dieser Architekt habe für ihn die Blaupausen von Auschwitz begutachtet und sei zu Ergebnissen gekommen, die denen van Pelts widersprechen. «Jetzt haben Sie bald ein Problem», schloss er zufrieden seine Auschwitz-Rede, die er so ähnlich schon hunderte Male gehalten hat, «jetzt werden Sie bald sagen: Der David Irving hat ja Recht! Doch dafür können Sie in Deutschland ins Gefängnis kommen.» – «Don't worry about us», sagte mein Kollege.

Die Frage, ob er ein «glühender Hitler-Verehrer» sei, wie die Verteidigung in der Eröffnungsrede gesagt hatte, wollte er

nicht beantworten und wurde ansatzlos aggressiv: «Ich habe doch Erfahrung mit Journalisten», rief er, «ich weiss doch, was Sie wollen. Sie kommen hierher mit einer vorgefassten Meinung im Kopf, mit diesen vorgefassten Zeilen, die unbedingt in den Aufsatz hinein sollen, nur bringt man den Kerl nicht dazu, sie zu sagen!» Dabei, sagte er und war schon wieder ganz väterlicher Freund, «könnten Sie eine Menge lernen, wenn Sie mir nur zuhören würden.»

Niemals habe er ein Hitler-Bild in seinem Büro an der Wand hängen gehabt²⁰, wie Lipstadt in ihrem Buch geschrieben hatte. Hinter ihm hängt wirklich bloss Franklin Delano Roosevelt. Das kleine Selbstporträt Hitlers, das er besitzt, zeigt er dennoch gern. Er holt es aus seinem Schreibtisch hervor. Es ist so gross wie eine Postkarte, und die Zeichnung sieht aus wie Adolf Hitler, mit ein paar wenigen Strichen skizziert. Signiert ist es nicht.

Jessica kommt mit ihren Disney-Heften. Als Antwort auf den vermeintlich kindgerechten Satz, dass wir hier mit Daddy noch ein bisschen arbeiten müssten, sieht sie einem, beinahe ironisch, direkt ins Gesicht und sagt: «Du willst mir damit sagen, dass ich den Mund halten soll.» Als wir endlich gehen, macht mir ihr Vater ein naheliegendes Geschenk: «Goebbels – Mastermind of the Third Reich». Goebbels starrt aus dem Buch heraus, vorwurfsvoll, fast drohend. Das Buch ist schwer. Erst an der Tür besinnt sich Irving: «Warten Sie, für Sie habe ich auch etwas», sagt er zu meinem Kollegen. Er verschwindet im Schlafzimmer und kommt mit einem Poster zurück. Er entrollt es im halbdunklen Flur. Es ist nach einem Farbfoto von Walter Frenzt angefertigt und zeigt Hitler stehend, im Ledermantel, im Kreise von Getreuen. Irving grinst. «Danke», sagt der Kollege trocken.

Deborah Lipstadt

Deborah Lipstadt ist ganz unverwechselbar Deborah Lipstadt, die Frau mit dem entschlossenen Schritt, der dunklen Stimme und dem Hang zu Halstüchern in Orangetönen, doch in diesem Gerichtssaaldrama könnte auch jemand ganz anderer an ihrer Stelle sein. Es ist zu einem grossen Teil Zufall, dass es gerade sie getroffen hat, dass sich ihre Rückenprobleme durch regelmässige Langstreckenflüge verschlimmerten, dass sie für Monate, ja halbe Jahre in ein Appartement im regnerischen London ziehen musste, ihre Studenten, ihre Freunde im fernen Atlanta zurücklassend und vernachlässigend. Genauso hätte es Gitta Sereny sein können, die viel ältere österreichstämmige Journalistin, deren Interview-Buch mit dem Kommandanten von Treblinka, Franz Stangl, zu den Meilensteinen der Holocaust-Publizistik gehört. Gitta Sereny lebt in London, muss also zum Gericht nicht extra Fernreisen unternehmen, trotzdem ist es aus manchen Gründen besser, dass es Deborah Lipstadt zuerst erwischt hat. Was Lipstadt über Irvings Manipulationen schrieb (und er der Klage wert befand), deckt ein weiteres Feld ab als Serenys Zeitungsartikel. Mit Bezug auf das Lipstadt-Urteil werden Serenys Anwälte nun bei Gericht beantragen, dass auch ihr Fall damit entschieden sei. Lipstadts Anwaltsfirma «Mishcon de Reya» hatte jedoch sehr darauf

gedrängt, als erste zum Zug und vor den Richter zu kommen: Sie hatten die besseren Experten.

Verklagt hat David Irving jedenfalls beide und noch andere mehr: den TV-Journalisten Nick Fraser und den Sender BBC, den Autor Jeremy Jones und dessen Verlag, er hat drei Buchhändler mit Klage bedroht, die ihm seinen «Goebbels» nicht abnehmen wollten, aber Lipstadts Buch vorrätig hatten, und er hält seine Drohung gegen den grossen amerikanischen Verlag «Alfred Knopf» aufrecht, das Buch von John Lukacs «The Hitler of History» mit einer Verleumdungsklage zu bekämpfen, sobald es in Grossbritannien erscheint – das Buch hat bis heute keine englische Ausgabe erlebt. Gegen die «Sunday Times» hat Irving gleich zweimal geklagt, nicht nur, wie gegen alle anderen, wegen Verleumdung, sondern auch wegen des gebrochenen Arbeitsvertrages. Er hätte für die Zeitung die Goebbels-Tagebücher entziffern, übersetzen und herausgeben sollen, was in England von einem Sturm öffentlicher Entrüstung oder, wie Irving sagen würde, von den «traditionellen Feinden der freien Rede» schliesslich verhindert wurde – aber das ist eine andere Geschichte.

Zu Deborah Lipstadt fällt einem als erstes Wort «robust» ein. Selbst als sie in ihrer dem Urteil folgenden Pressekonferenz einige Tränen vergoss, waren das die Tränen eines starken Menschen, von dem ein Druck genommen war, und nicht die einer weinerlichen Frau. Was sie vielleicht am allerbesten kann, ist sprechen, vor Zuhörern, Kameras und Journalisten. Seit sie 1994 ihr Buch «Denying the Holocaust – The Growing Assault on Truth and Memory» veröffentlicht hatte, wurde sie regelmässig zu Vorträgen und Fernsehinterviews eingeladen: weniger, weil es so viel Neues über die Entwicklungen auf

dem Gebiet der Holocaust-Leugner und Neonazis gegeben hätte, als vielmehr, weil Miss Lipstadt zu allen rechten Bedrohungen markante Meinungen hat, die sie pointiert und allgemein verständlich zu formulieren weiss. Sie nennt sich selbst eine «ständige Kämpferin»: «Ich bin ein grossartiger Gast für eine Dinnerparty, wenn Sie eine lebendige Dinnerparty wollen. Wenn Sie Ruhe und Frieden wollen, laden Sie mich nicht ein.»²¹

Deborah Lipstadt, geboren 1947 in Manhattan, ist die Tochter eines Hamburgers aus angesehener Rabbinerfamilie, der während der Wirtschaftskrise in den zwanziger Jahren nach Amerika auswanderte, und einer Kanadierin, deren Eltern aus Polen eingewandert waren. Sie wuchs in einem «traditionellen jüdischen Haus» auf; sie und ihre beiden Geschwister wurden auf jüdische Privatschulen geschickt. Beide Eltern hatten ihre Studien aus wirtschaftlichen Gründen nicht vollenden können und waren besonders an der bestmöglichen Ausbildung der drei Kinder interessiert: «Bücher füllten unser Haus, und wir wurden äusserst dazu ermutigt, unseren geistigen Horizont zu erweitern.»²²

Am College belegte sie Kurse in Politikwissenschaften und Geschichte und ging für ein Jahr nach Jerusalem an die Hebräische Universität, wo sie den Sechs-Tage-Krieg miterlebte. Die Aufregung und existenzielle Bedrohung rund um diesen Waffengang brachten in einem Ausmass, das für sie überraschend war, die Holocaust-Überlebenden zum Sprechen: Sie hörte mehr und detailliertere Geschichten vom Leiden der Juden während des Nationalsozialismus als jemals zuvor. Sie beschloss, noch ein weiteres Jahr zu bleiben, und arbeitete als Freiwillige in einem Waisenhaus. Sie belegte nun Holocaust-Kurse und solche über das Dritte Reich. Zurück in den Verei-

nigten Staaten, wechselte sie von amerikanischer Geschichte und Gesellschaft endgültig zur Judaistik und begann, intensiv die Geschichte des Holocaust zu studieren.

Heute ist sie Professorin für Moderne Jüdische und Holocaust-Studien an der Emory Universität von Atlanta und hat vor «Denying the Holocaust» das Buch «Beyond Belief» veröffentlicht, das sich mit der amerikanischen Presse während des Holocaust befasst. Sie wurde von Präsident Clinton in das «Holocaust Memorial Council» berufen, welches das Holocaust Memorial Museum in Washington leitet. Mit der institutioneilen Religion ist sie nicht hundertprozentig glücklich, weil Frauen zweitklassig behandelt werden; in jeder Synagoge, sagte sie einmal scherzend, fühle sie sich gleichermassen unwohl. Doch ist sie eine jüdische Aktivistin von amerikanischem Schlag – man kann sie, mit den ritterlichen Worten Hajo Funkes, auch «sehr authentisch» nennen.

An politischen Auseinandersetzungen hat sie seit ihrer Studentenzeit aktiv und bewusst teilgenommen, und es ist schwer vorstellbar, dass sie je einer harten Debatte aus dem Weg gegangen wäre. Sie ist eine streitbare Frau, eine Frau wie ein kräftiger Handschlag oder auch wie eine gestreckte Gerade. Sie denkt bei Fragen nicht lange nach, sondern feuert ihre Antworten kompakt formuliert zurück. Auf ihre Weise ist sie genauso ein «Traum für jeden Veranstalter» wie Irving. Sie scheint immer zu wissen und gewusst zu haben, auf welcher Seite sie steht und was sie vertreten muss: Das moralische Feld, von dem aus sie operiert, hat sie vor langer Zeit bestellt. An ihr und ihrer Art, die Welt zu beurteilen, kann man sich unbesorgt festhalten. Doch wird man dabei nicht den Zwischentönen nahekommen und nicht dem süßen Gift des Zweifels.

Ihr Buch, der Gegenstand von Irvings Klage, ist ein historischer Abriss der Auschwitz-Leugner und ihrer Methoden. Sosehr es sie gedrängt haben muss, dieses Buch zu schreiben, so sehr musste sie es doch vor sich selbst und vor ihrer Umgebung rechtfertigen: «Ich stelle mich dieser Aufgabe mit einem gewissen Zögern», bemerkt sie gleich zu Beginn, «denn die Leser könnten sich fragen, wie marginal diese Leugner denn eigentlich sind, wenn Historiker sie nicht einfach links liegen lassen.»²³ Deshalb verwendet sie zuerst viele ihrer starken Worte darauf, wie «ausserirdisch» und «abscheulich»²⁴ das Leugnen des Holocaust sei, «eine Apotheose des Irrationalismus», «eine Drohung gegen alle, die an die ultimative Kraft der Vernunft glauben».²⁵ Es sei vergleichbar dem Glauben, dass die Erde flach sei oder dass Elvis Presley glücklich und zufrieden in Moskau lebe. Doch: «Obwohl wir ihre Folgerungen nicht ernst nehmen, müssen wir ihre Methoden zu einem Studienobjekt machen – so widersprüchlich das auch klingen mag.»²⁶

Zu jener Zeit, Anfang der neunziger Jahre, als Deborah Lipstadt an ihrem Buch zu arbeiten begann, betrieben die organisierten Holocaust-Leugner Amerikas gerade eine Propaganda-Offensive an den Universitäten. Ein gewisser Bradley Smith versuchte in den Studentenzeitungen ganz Amerikas ein ganzseitiges bezahltes Inserat unterzubringen. Der Titel der Anzeige lautete: «Die Holocaust-Story: Wieviel ist falsch? Ein Fall für eine offene Debatte». Die Debatte liess nicht auf sich warten. Viele Campuszeitungen wiesen die Anzeige ab, viele veröffentlichten sie, manche sogar statt als Anzeige im Kommentarteil und so gut wie immer unter dem Hinweis auf die Meinungsfreiheit, eine der heiligsten Kühe Amerikas. Ob abgewiesen oder nicht, die Kampagne Smiths war überall An-

lass zu heftigsten Auseinandersetzungen und erschütterte die Universitäten. In der Folge gab es an vielen Studienorten Diskussions- und Lehrveranstaltungen, längst geplante geschichtliche und Holocaust-bezogene Lehrgänge wurden endlich in die Tat umgesetzt, auch von den Lehrenden in anderen Studienrichtungen wurden in ihren Kursen Bezüge zum Thema hergestellt. «Das brachte viele Beobachter zu der Meinung, die Kontroverse hätte ein positives Ergebnis gehabt: die Studenten wären sich zunehmend nicht nur des Holocaust bewusst geworden, sondern auch des zeitgenössischen Versuchs, die Geschichte zu untergraben und Antisemitismus zu verbreiten», schreibt Deborah Lipstadt. Sie selbst will sich dem nicht anschliessen, denn eine genaue Analyse aller Reaktionen auf die Anzeigen-Kampagne habe bei den Studenten und ihren Lehrern eine ernüchternde «Empfänglichkeit für die schlimmste Form des historischen Revisionismus» aufgedeckt sowie «das Versagen, alle Implikationen des Leugnens des Holocaust zu begreifen, und das selbst bei jenen, die es kompromisslos verdammen.»²⁷ Die Unvorbereitetheit, mit der die Anzeigen-Kampagne die Universitäten traf, wäre nun Grund genug gewesen, ein aufklärendes Buch über die Holocaust-Leugner, ihre Herkunft, ihre Motive und ihre Strategien zu schreiben. Doch Deborah Lipstadt geht noch einen ihrer entschlossenen Schritte weiter: Das ganze Buch ist ein flammender moralischer Appell, den Rechtsradikalen keine Handbreit öffentlichen Raum zu überlassen, denn «freie Rede garantiert ihnen nicht, als ‚andere‘ Seite einer legitimen Debatte behandelt zu werden».²⁸ Sie gibt ihren amerikanischen Studenten, die über das Dogma Meinungsfreiheit offenbar keinen Zentimeter hinauszuschauen imstande sind, dabei einige gute Argumente in die Hand. Lipstadt weist daraufhin, dass ein him-

melweiter Unterschied bestehe zwischen Historikern, auch wenn sie alle ihre – der Objektivität abträglichen – Vorlieben und Abneigungen haben, und «den Befürwortern dieser pseudovernünftigen Ideologien».²⁹ Auch ihre Beobachtung, dass die selbst ernannten «Revisionisten» das Recht auf Meinungsfreiheit nicht als Schild benutzen würden, sondern als Schwert, ist überaus treffend: Leute wie Irving und Zündel halten es ja bereits für eine Attacke auf dieses Grundrecht, wenn Verlage ihre Bücher nicht drucken, Medien ihre Meinungen nicht wiedergeben und Hotels ihre Tagungen nicht beherbergen wollen – zwar dürfen sie sich in ihren Ländern, anders als in Deutschland, an jeder öffentlichen Ecke aufstellen und von der «Auschwitzlüge» sowie von der «jüdischen Weltverschwörung» künden, sie dürfen, wie Irving, ihre eigenen Bücher, wie Zündel ihre eigenen Publikationen drucken, und sie dürfen in jedem Hotel tagen, das sie tagen lässt. Doch wollen sie mehr: sich ihren gleichberechtigten Platz in der Öffentlichkeit sichern, und darauf dehnen sie, ganz unzulässig, das Recht auf freie Meinungsäußerung aus.

Lipstadt schreibt, sie sei eine absolute Verfechterin der freien Rede (das Gegenteil ist in den Vereinigten Staaten etwa so populär wie Politiker, die gegen die Todesstrafe sind). Sie halte nichts davon, Holocaust-Leugner gerichtlich zu verfolgen, da sie das bloss zu Märtyrern mache – das impliziert aber beinahe, dass Lipstadt nicht aus Prinzip dagegen ist. Sie schreibt, «unsere Antwort [auf Holocaust-Leugner] muss energisch sein, aber weder polemisch noch emotional». Zwei Sätze weiter heisst es: «Wir müssen diese Leute als das entlarven, was sie sind.»³⁰ Wie in diesem letzten Beispiel ist es oft die Zugabe, der Nachschlag auf eine vernünftige Aussage, der das Unbehagen mit diesem Buch erzeugt. Lipstadts ganzem

Text unterliegt als roter Faden eine gefährlich selbstsichere Moral, die mit der Handkante in Gut und Böse, in diskutabel und indiskutabel teilt. Ihr Buch ist nicht bloss eine Geschichte und ein «Who is Who» der Holocaust-Bezweifler, sondern vor allem ein Handbuch für den moralisch sauberen Umgang mit ihnen. Die aktuellen Anlässe und die manchmal skandalös naiven Begründungen von Verantwortlichen, das Smithsche Inserat zu drucken, mögen das erklären. Doch ist es ein pharisäerhafter Ansatz: Niemand soll sich Leugnern nähern, sich mit ihnen im Geringsten einlassen, sie im Gegenteil aus jeder Debatte energisch entfernen, weil er ja bereits alles Wissenswerte über ihre infamen Strategien – aus Deborah Lipstadts Buch – erfahren hat.

Sie schrieb dieses Buch aus berechtigter Sorge, als die Thesen der *denier* Anfang der neunziger Jahre in den Vereinigten Staaten erstmals stärkere Verbreitung zu finden schienen. Die Leugner kamen aus dem Winkel der armselig vervielfältigten Flugblätter heraus, respektable Irvings präsentierten ihre proper aussehenden Bücher. Das Thema war plötzlich en vogue, die Frage, was am Holocaust eigentlich stimmt oder nicht stimmt, wurde blauäugig zum Thema von Diskussionssendungen in Radio und Fernsehen gemacht. Das alles war genug Anlass zur Besorgnis und gesteigerter Aufmerksamkeit, doch Deborah Lipstadt schrieb nicht nur ein Buch, das diese Debatte analysieren und gängige Mythen entkräften, sondern eines, das sie gleichzeitig *beenden* wollte.

Am Anfang des Buches hält sie dem Dogma-Vorwurf der selbst ernannten Revisionisten noch entgegen, dass es «wenig über den Holocaust gibt, das *nicht* debattiert und diskutiert wird»³¹. Solange es bloss um die Holocaust-Leugner geht, ist

Lipstadts kompromisslose Haltung ja völlig gerechtfertigt. Doch nachdem der – vermutlich «historisch legendär ungebildete», amerikanische – Leser über zweihundert Seiten lang eingehämmert bekommen hat, dass die «Meinung» von Holocaust-Leugnern keine gleichwertige Meinung sei, weil sie falsch ist und sowohl die Wahrheit wie die Überlebenden verletzt, nachdem er gelernt hat, dass man mit Holocaust-Leugnern nicht diskutiere, weil der Holocaust als Tatsache nicht zur Diskussion steht, erweitert die Autorin plötzlich den Kreis der Verdächtigen um ein Vielfaches. Plötzlich ist sie beim deutschen Historikerstreit angelangt. «Obwohl diese Historiker keine Leugner sind», schreibt Lipstadt im letzten, «Wacht am Rhein» überschriebenen Kapitel über die so genannten Konservativen im Historikerstreit, «halfen sie doch, eine Grauzone zu erzeugen, in der ihre höchst fragwürdigen Interpretationen der Geschichte sich mit der Pseudogeschichte der Leugner verstrickten; und wirklich teilen jene mit diesen manche Zielvorstellungen.» Fast zweihundert Seiten zurück, halbvergessen, liegt inzwischen Lipstadts eigenes Argument vom «dramatischen Unterschied» zwischen seriösen Historikern und den «pseudovernünftigen» Rechtsradikalen³². Plötzlich ist alles eins.

Es ginge ihnen allen gemeinsam darum, schreibt sie im Ton des erhobenen Zeigefingers weiter, «die Annalen der jüngsten deutschen Geschichte umzuschreiben» und «die Last der Schuld zu verringern», die, «wie sie behaupten, den Deutschen aufgezwungen worden sei». Beide Gruppen würden argumentieren, dass «der Holocaust ungerechtfertigterweise als einmaliges Verbrechen herausgestellt» wird. Sie nähmen «unmoralische Gleichsetzungen»³³ vor. Was wird nun der amerikanische Leser, was Lipstadts historisch ungebildeter Student

denken, nachdem er ihr bis hierher gefolgt ist? Dass Andreas Hillgruber gleich David Irving ist? Und Nolte gleich Zündel? Blicken wir nach London, Februar 2000, auf die andere Gleichsetzung: «Haider = Hitler».

Der Irving-Prozess wurde von einer irritierenden Meta-Diskussion begleitet. Die, die immer noch glaubten, Irvings Recht auf Meinungsfreiheit werde verletzt, machten sich nun generell Sorgen um die Freiheit der Forschung. Der Historiker müsse in jede, auch die absurdeste Richtung denken und forschen dürfen, es dürften jedenfalls keine dogmatischen Versionen des Holocaust konstruiert werden. Der Historiker David Welch, Professor an der Universität von Kent in Canterbury, sagte, «eine ernste historische Debatte darf nicht beschränkt werden durch rigide politische Korrektheit. Forscher, die unsere Sichtweise herausfordern, stehen in einer ehrbaren Tradition der Wissenschaft.»³⁴ Der altehrwürdige Donald Cameron Watt, neben Keegan Irvings zweiter «sub poena»-Zeuge, murmelte übellaunig, dass jedem anderen Historiker der kalte Schweiß ausbräche, würde sein Werk so auf Punkt und Komma durchleuchtet wie dasjenige Irvings. Ob das, was David Irving betreibt, einer «ernsthaften historischen Debatte» angehört, ist nun zumindest durch einen Richterspruch entschieden. Doch all diesen Gutmeinern und um die Freiheit der Forschung Bekümmerten war etwas Wesentliches entgangen: Nicht Irvings freie Forschung wurde durch diese Klage in Frage gestellt, sondern *Lipstadts*. Er wollte *ihr* gerichtlich verbieten lassen, was sie in ihrem Buch geschrieben hatte. Das ist das eine.

Das andere, vielleicht weniger Offensichtliche, aber Wich-

tigere ist: Man sollte nicht anhand des Falles Irving diskutieren, wie weit die Freiheit der Forschung geht, sondern *mit* Deborah Lipstadt. Irving hat mit dieser Frage wenig zu tun. Als Forscher ist er doch zu «ausserirdisch». Wer seine Bücher attackiert oder aus dem Verkehr gezogen haben will, ist trotzdem noch weit von rigider Korrektheit und dogmatischen Holocaust-Versionen entfernt. Das hätte man auch dem alten Professor Watt antworten müssen, als der erregt schrieb: «Die Geschichtswissenschaft braucht David Irvings.»³⁵ Nein, Irvings braucht die Geschichtswissenschaft nicht, um, wie Watt meint, herausgefordert und stimuliert zu werden. Goldhagens genügen vollauf. Genauso genügen Lipstadts für die andere, die übergeordnete Debatte, wie weit ein Forscher denken darf: nämlich weiter, als sie wünscht.

«Die Psychologie eines für Verleumdungsklagen anfälligen Autors wäre ein nützliches Objekt für eine Expertenstudie. Nicht weniger interessant wäre auch die Untersuchung der Psychologie derer, die wegen Verleumdung klagen. [...] Sind also die, die am leichtesten gekränkt sind, auch die am meisten Verwundbaren?»³⁶ Es ist, wie gesagt, fast ein Zufall, dass es Deborah Lipstadt traf – schliesslich gehört nicht viel dazu, David Irving einen Holocaust-Leugner, Faktenmanipulierer und Antisemiten zu nennen, und seit einiger Zeit bedroht er alle mit Klage, die das tun. Doch wie es dem Schicksal manchmal gefällt, war Deborah Lipstadt genau der richtige Gegner für David Irving: keine schüchterne Professorin, die hilflos auf eine Klageschrift geblickt hätte, ohne zu wissen, was nun zu tun sei, keine überfeinerte Intellektuelle, deren hochkomplexes Denken auf jemanden wie Irving keine Antwort hätte.

Nein, Lipstadt hat sofort verstanden, dass sie diese Klage annehmen muss und sich nicht einfach aussergerichtlich vergleichen darf, wie es Zeitungen und Verlage gerne unbeobachtet tun. Als feststand, dass ihr Verlag Penguin ebenfalls zum Kampf bereit war – und auch den Grossteil der Kosten trug –, halfen ihre Freunde ihr bei der guten amerikanischen Sitte des Fund-Raising (Steven Spielberg wurde einer der Hauptfinanziers, ein Grund für Irving, wieder triumphierend von der «jüdischen Weltverschwörung» zu fantasieren), und man kümmerte sich um die entsprechenden Berater, die schliesslich das professionellste Verteidigungsteam zusammenstellten, das man für Geld bekommen kann. David Irving hatte sich verkalkuliert. Auch Lipstadt und Penguin machte er zwei Angebote, sich aussergerichtlich zu vergleichen, so grosszügig, dass es andere *libel*-Erfahrene wohl mit Freuden angenommen hätten: 500 Pfund Spende für eine wohltätige Organisation sowie eine schriftliche Entschuldigung, und er würde die ganze Sache fallen lassen. Doch Lipstadt lehnte ab.

Obwohl Deborah Lipstadt für vermutlich quälende Monate nicht sprechen durfte – ihre Anwälte hatten ihr geraten, von ihrem Recht auf Aussageverweigerung Gebrauch zu machen und ausnahmslos allen Journalisten aus dem Weg zu gehen –, demonstrierte sie im Gerichtssaal auf jede andere mögliche Art ihre Entschlossenheit und ihr Kämpfertum: wie sie ging, wie sie Hände schüttelte, wie sie den Kopf voll feuerrotem Haar immer ganz oben behielt und stolz so gut wie keine Miene machte zu dem, was Irving an grossem Theater veranstaltete. Vom ersten Tag an erschien sie mit ihrem winzig kleinen Laptop, und bald wurde bekannt, dass sie über ihre persönlichen Erlebnisse während des Prozesses ein Buch schrieb.

Deborah Lipstadt ist David Irving in einem mindestens ebenbürtig: was das Mundwerk betrifft. Auch ihr ist keine Keule zu schwer, um sie auf des Gegners Schädel niedersausen zu lassen. Irvings Rhetorik ist wohlbekannt: von einer «Schlammschlacht» und «globalen Vendetta» sprach er, die Lipstadt «und ihre israelischen Zahlmeister» gegen ihn entfesselt hätten. Als gegen Ende der Verhandlung die Verteidigung überraschend noch weitere Unterlagen einreichte, schrieb er boshaft auf seiner Web-Site: «It Ain't Over – Fat Lady Wants Another Sing.» Sie dagegen, nach dem langen erzwungenen Schweigen und entflammt vom moralischen Sieg, sprach entweder vom «Drachen», den sie «einhändig» erschlagen, oder vom «zeitgenössischen Amalek», dem biblischen Feind der Juden, der monatelang bloss zehn Fuss entfernt von ihr gestanden habe. Doch am charakteristischsten für die beiden Kombattanten und für die Stimmung, die hier herrschte, ist wohl der folgende Satz: «Das», sagte Deborah Lipstadt nach dem Urteil und klopfte sich hörbar die Handflächen ab, «war eine Übung in Pest-Kontrolle.»

Irving zieht vor Gericht

«Zweifellos sitzt Joseph Goebbels lachend in der Hölle», stellte sich Thomas Dunne in einer Presseerklärung vor, «schließlich liebte er nichts so sehr, wie Bücher zu verbrennen, Verleger zu bedrohen, Ideen zu unterdrücken und den Wert von Gedanken nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach der Rasse und der politischen Ausrichtung des Autors zu beurteilen. Das ist wirklich eine traurige Ironie.» Diesen Vergleich gebrauchte Dunne, als sein Arbeitgeber, der amerikanische Verlag «St Martin's Press», im Frühling 1996 ins Zentrum von Protesten geraten war, weil sie planten, David Irvings Goebbels-Biographie zu veröffentlichen. Andere Dinge, die Dunne in diesem Zusammenhang sagte, klangen weniger forsch: Nein, er habe keine Ahnung gehabt, dass der Autor Irving einer der weltweit bekanntesten Holocaust-Leugner sei, nein, er habe auch nicht gewusst, dass das Buch in früheren Besprechungen «abstossend» und «auf verleumderische Weise irreführend» genannt worden war. Bereits mehrere Verleger hatten das Manuskript zu diesem Zeitpunkt abgelehnt, «mindestens die Hälfte, ohne es überhaupt zu lesen», berichtete Irvings amerikanischer Agent, «sie sagten, an einem Buch von dem sind wir nicht interessiert».³⁷

«St Martin's Press» hatte sich bei der Wahl seiner Autoren

bereits zuvor als dickhäutig erwiesen, und nicht zu seinem Schaden: Nachdem der ursprüngliche Verleger «Warner Bros.» einem «Yuppie-Guru» den Vertrag gekündigt hatte, weil gegen ihn Vorwürfe von «sexuellem Fehlverhalten» und «Kultaktivitäten» laut geworden waren, hatte «St Martin's» eilig die Rechte erworben – «Surfing the Himalayas» wurde ein Bestseller. Die Argumente, die in solchen Fällen ausgetauscht werden, laufen immer auf die von Dunne angeschnittene Frage hinaus: Ist ein Buch ein eigenständiges, selbstverantwortliches Ding, oder spielt die Person des Autors weiterhin eine Rolle? «Wir veröffentlichen das Buch, nicht den Mann», verteidigte sich «St Martin's Press» bereits, als sie wegen des Guru-Buchs kritisiert wurden. Irvings Agent steuerte bloss eine Variante derselben Auffassung bei, als er äuserte, dass sich die Frage der Reputation eines Autor spätestens erledigt habe, als O.J. Simpsons Buch erschienen sei. Für den Fall, der Jahre später in London verhandelt werden sollte, ist es bedeutungsvoll, dass auch Deborah Lipstadt in dieser Diskussion in Stellung ging. Sie galt ja bereits als Experte für Irving und seinesgleichen – ihr Buch «Denying the Holocaust» war seit drei Jahren in den Vereinigten Staaten erhältlich. Sie griff zu einem ihrer ausdrucksstarken Vergleiche, nämlich mit jenem Massenmörder, der seine jugendlichen Opfer zum Teil verspeist hatte: «Sie [i.e. die Verlage] sagen immer, sie publizieren Bücher und keine Reputationen, aber würden sie auch ein Buch von Jeffrey Dahmer über die Beziehungen zwischen Männern und Jungs publizieren?», fragte sie, «natürlich zählt die Reputation eines Autors. Und kein seriöser Historiker nimmt David Irvings Arbeit ernst.»³⁸

Nun war das eine allzu weit hergeholt und das andere nicht ganz richtig. Klüger und bedächtiger schrieb die amerikani-

sche Intellektuelle Tina Rosenberg: «Das Problem ist nicht Irvings Charakter, sondern die Frage, ob er ein betrügerisches Buch geschrieben hat oder nicht. [...] David Irving hat nicht einfach Unrecht, sondern er scheint absichtlich zu verzerren – schlimmer noch, er schleicht sich ein: Der unaufmerksame Leser wird, ohne es nur zu bemerken, eine Version der Geschichte aufnehmen, die Hitler entlastet und den Holocaust minimiert.» Trotz Lektor Dunnes erstem beherztem Entgegenhalten liess der Vorsitzende von «St Martin's Press» Irvings Buchvertrag schliesslich doch platzen. «Am ernüchterndsten» fand Tina Rosenberg allerdings, was «St Martin's» stattdessen tat: Der Verlag reproduzierte einfach Irvings britische Version und brachte es so auf den Markt – «das Verlagshaus hat keine Anstalten gemacht, von Irving eine Korrektur seiner Verzerrungen zu verlangen, oder ein kritisches Vorwort angefügt, das den Autor und sein Buch in ihren Bezugsrahmen gesetzt hätte»³⁹.

Auf sein Goebbels-Buch ist Irving in besonderem Masse stolz. Erstens konnte er beim Schreiben auf Teile der erst kurz davor wiedergefundenen Tagebücher zurückgreifen, zweitens fasziniert ihn das wahre Böse, für dessen Personifikation er Goebbels hält, drittens hoffte er, sich durch die vielen starken Worte des Abscheus, die er für Goebbels fand, ein wenig vom Geruch des hoffnungslosen Nazi-Apologeten zu befreien. Das Gegenteil war der Fall. Die Vehemenz, mit der in den USA das Erscheinen des Buches bekämpft wurde, war selbst ihm neu, doch letztlich bloss ein weiterer Beweis für die «globale Vendetta», die gegen ihn im Gang ist, wie er meint. Der unerschrockene Bürger Irving griff also zum Gesetzbuch. 1996, das Jahr, in dem er seinen grössten juristischen Erfolg feierte,

als sich die «Sunday Times» wegen der Goebbels-Tagebücher um 48'000 Pfund mit ihm verglich, wurde auch das Jahr neuer /iM-Klagen: Erst jetzt entschloss er sich, gegen Deborah Lipstadts Buch vorzugehen, das bereits zwei Jahre davor in Grossbritannien erschienen war. Was Lipstadt über ihn geschrieben hatte, musste ihm zwar seit damals bekannt sein, sonst wäre er wohl mit seiner Tausend-Dollar-Prämie im Winter 1994 nicht ausgerechnet bei ihrer Diskussionsveranstaltung aufgetaucht. Sein «Statement of Claim» deponierte er jedenfalls erst am 5. September 1996 beim Royal High Court, nur Wochen nach der «St Martin's Press»-Kontroverse.⁴⁰

Für die Sereny-Klage hatte er bloss zehn Tage gebraucht. Am 21. April war Serenys Artikel «Spin Time For Hitler» im «Observer» erschienen, am 1. Mai lag dem Gericht schriftlich vor, dass Irving dadurch schweren Schaden an seiner Reputation erlitten habe und seine Gefühle verletzt worden seien. Auch Gitta Sereny hatte das Goebbels-Buch attackiert: «Was Irving so gefährlich macht, ist eben genau die clevere Mischung von Wahrheit und Unwahrheit», hatte sie geschrieben, «Irving versucht wieder, die Geschichte zu manipulieren, wenn er unterstellt, dass Goebbels der Erfinder, die treibende Kraft der ‚Endlösung‘ war. Er versucht das mit ausgewählten Zitaten aus Goebbels' Tagebuch zu beweisen, während er sorgfältig jene Passagen vermeidet, aus denen hervorgeht, dass Goebbels – von Hitler selbst – über die ‚Endlösung‘ erst viele Monate, nachdem sie begonnen hatte, informiert worden war.» Ausserdem war Sereny ausführlich auf die Glasplatten mit den Goebbels-Tagebüchern eingegangen.

Auch sie erhob, wie Lipstadt und andere zuvor, den Vorwurf, dass Irving bei seinem Besuch in Moskau einige dieser

Platten widerrechtlich «ausgeborgt» habe. Sie merkte an, dass in Wahrheit Elke Fröhlich vom Münchner Institut für Zeitgeschichte die Platten in dem russischen Archiv entdeckt hatte und nicht Irving, wie er es gern erscheinen liess. Ausserdem verhöhnte sie Irvings Behauptungen, dass er der «erste» gewesen sei, der «exklusiven Zugang zu 80'000 Tagebuchseiten» gehabt hatte, als er die Goebbels-Biographie schrieb: «Erstens gibt es keine 80'000 Seiten (Dr. Fröhlich schätzt, dass es ungefähr 50'000 sind). Auf dem Dutzend Platten, das er ausborgte, waren ungefähr 700 Seiten Tagebuch, und das war die einzige ‚exklusive‘ Quelle, über die er verfügte – ein paar Tage lang, bis man ihn entdeckte.»

Der typische Verleumdungskläger hat empfindlichere Stellen als andere Leute. Es mag sein, dass Irving, mit seiner besonderen psychischen Verfasstheit, von beiden Frauen hart getroffen wurde. Auf der einen Seite geriert er sich, wo er kann, als der «bessere» Engländer, einer, der in einer schamlosen Welt noch die Werte seiner Vätergeneration achtet – und als solcher musste er sich von Lipstadt mit einem Kinderschänder und Kannibalen vergleichen lassen, ganz abgesehen davon, dass sie ihm seinen Zugang zum wichtigen amerikanischen Markt nachhaltig zu stören schien. Auf der anderen Seite bestreitet ihm Sereny das, was er sich selbst aufgebaut hat, woran er sich klammert wie sonst nur noch an die «jüdische Weltverschwörung», und als dessen grösster Multiplikator er selbst seit jeher wirkt: seine Reputation als «Trüffelschwein», das alle verschwundenen Nazi-Dokumente findet. Mit tiefem Stolz zitierte er in seiner Eröffnungsrede vor Gericht diesen Spitznamen auf Deutsch.

Was allerdings Irving 1992 in Moskau trieb, hatte wenig

mit dem Verhalten des «seriösen Historikers» zu tun, als der er sich so gerne sieht, vielmehr mit einem sensationslüsternen Trophäenjäger, der um jeden Preis der erste sein will – dass er, wie er beleidigt herausstreicht, seine Fundstücke noch jedes Mal der Allgemeinheit, das heisst einigen Archiven, zur Verfügung gestellt und sie nicht, wie andere, für sich allein ausgeschlachtet hat, ändert nichts an der zwielichtigen Aktion. Als er nach Moskau fuhr, winkte ihm ein geheimer Exklusiv-Vertrag mit der «Sunday Times», die bereit war, 75'000 Pfund für die Beschaffung, Transkribierung und Übersetzung von ein paar hundert Seiten des Tagebuches zu zahlen.

Goebbels' Tagebücher waren seit Kriegsende verschwunden gewesen. Die Originale wurden irgendwo an einer Strasse zwischen Hamburg und Berlin vergraben, doch zuvor wurden die zehntausenden Seiten verkleinert auf Glasplatten abfotografiert. «Durch glückliche Umstände», sagte Irving selbstgefällig vor Gericht, war er bereits 1969 in den Besitz einer «Schatzkarte» gekommen, und so machte er sich zu einem seiner wohl skurrilsten Abenteuer auf: Mit Erlaubnis der DDR-Behörden und in Begleitung eines Experten-Teams aus Oxford suchte er einen deutschen Wald nach vergrabenen Glasgefässen voller Tagebücher ab: «Diesen speziellen Trüffel fanden wir jedoch nie.»

Er war daher wie elektrisiert, als er von den nach 47 Jahren gefundenen Mikrofiches erfuhr. Er reiste nach Moskau, «erquasselte sich den Zutritt zum Archiv», wie Sereny schrieb⁴¹, und arbeitete drei Tage lang mit den Glasplatten. Glücklicherweise hatte er bei «Selfridges» zuvor noch ein Zwölfach-Vergrösserungsglas erworben. Lipstadt und Sereny unterstellten nun, dass er ohne ausdrückliche Erlaubnis Glasplatten aus dem Archiv entfernt und dadurch in Gefahr gebracht hatte.

Zwei davon nahm er nach Grossbritannien mit und liess dort ihr Alter testen – die «Sunday Times» war höchst interessiert daran, dass, nach dem Skandal um die angeblichen Hitler-Tagebücher⁴², jeder Zweifel ausgeschlossen wurde. Doch Goebels' Tagebücher waren echt.

Ein «Statement of Claim» in einem Verleumdungsfall liest sich relativ langweilig. Irving listet seitenlang die Stellen auf, die in Lipstadts Buch ihn betreffen: «Als brennender Bewunderer des Nazi-Führers platzierte David Irving ein Selbst-Porträt Hitlers über seinem Schreibtisch, beschrieb seinen Besuch in Hitlers Berghof als spirituelle Erfahrung und behauptete, dass Hitler wiederholt Juden geholfen habe.» Oder: «Irving, der während des Zündel-Prozesses angab, von Leuchters Arbeit davon überzeugt worden zu sein, dass die Gaskammern ein Mythos seien, beschrieb sich selbst als ‚One-man-Intifada‘ gegen die offizielle Geschichtsschreibung des Holocaust.» Oder, einer der zentralen Sätze: «David Irving ist einer der gefährlichsten Sprecher der Holocaust-Leugner.» Dass darunter jedoch auch ganze Absätze sind, deren «verleumderische» Passagen ausnahmslos mit Fussnoten als Zitierungen anderer gekennzeichnet sind, muss Irving dabei nicht stören. Milde ausgedrückt, ist das englische Recht sehr klägerfreundlich, was *libel-cases* betrifft. Eine gute englische Reputation ist kostbar. Es gibt Fälle, in denen die Schmerzensgelder, die für verletztes Ansehen zugesprochen wurden, solche für lebenslange körperliche Behinderungen um ein Vielfaches überstiegen. Die jüngere englische Geschichte ist voll von spektakulären Verleumdungsfällen, den traurigsten und berühmtesten unter ihnen, *Aldington vs. Tolstoy*, verbindet mit diesem Pro-

zess sogar eine Reihe interessanter Details. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass eine Londoner Anwaltsfirma bloss ein paar gute /iM-Juristen braucht, um ein gedeihliches Auskommen zu finden; andererseits sind der *libel-act* und alle seine Implikationen derart kompliziert, dass gerade diese Spezialisten nicht so leicht zu finden sind. *Libel* ist in England eine Art juristische Industrie, obwohl nur zehn Prozent aller angestregten Fälle letztlich vor den ehrwürdigen, perückenbewehrten Richtern landen. Doch wegen der potenziell hohen Schadensersatzleistungen, die schon mehr als einen Angeklagten bankrottgemacht haben, gibt es auf *libel* spezialisierte Anwaltsfirmen ebenso wie Versicherungen, die Verlage und Zeitungen gegen die enormen Kosten versichern.

So leicht es das Recht dem Kläger macht, vor Gericht zu ziehen, so sehr muss man fürchten, wegen *libel* verklagt zu werden – wenig kann so teuflisch sein wie eine englische Verleumdungsklage am Hals. Selbst Winston Churchill, auf der Höhe seines Ruhmes, wurde von seinen Rechtsberatern geraten, um Himmels willen keine Verleumdungsklage zu riskieren. Im vierten Band seiner Geschichte des Zweiten Weltkriegs hatte er einen übellaunigen pensionierten Army-Offizier beleidigt, der zurückgezogen in Irland lebte und die IRA unterstützte. «Trotz der Ungleichheit ihrer Reputationen», schreibt der Journalist Ian Mitchell, der für sein exzellentes Buch über den Aldington-Tolstoy-Fall zwangsläufig zum Laien-Experten für *libel* wurde, gab man ihm folgenden juristischen Rat: «,Eine Verleumdungsklage ist immer unsicher – Churchill gab nach und korrigierte die Stelle in den folgenden Ausgaben.»⁴³

Das Vertrackte an der englischen Rechtsprechung ist bei

Verleumdung die Beweislast-Umkehr. Die Engländer finden das fair und einleuchtend: Wenn Mister A über Mister B öffentlich sagt oder schreibt, er sei ein Dieb und Halsabschneider, müsse er das bei Bedarf auch beweisen können. Der Beklagte muss sich «freibeweisen», wie die Juristen sagen. Er muss das Gericht, das, um alles noch unwägbarer zu machen, aus der typischen zwölfköpfigen Jury besteht, davon überzeugen, dass alles zutrifft, was er über den Kläger geäußert hat. Der Kläger braucht niemanden zu überzeugen, er muss bloss zu verhindern versuchen, dass es dem Beklagten gelingt. In sachlich komplexen Fällen kann es sich für den Kläger empfehlen, in seinen Kreuzverhören alles so kompliziert aussehen zu lassen, dass es die Jury nicht mehr begreift – die Entwirrungen und Simplifizierungen kann er dann getrost dem gegnerischen Anwalt überlassen, für den mehr auf dem Spiel steht.

Das hat etwa der Anwalt von Lord Aldington gelegentlich und mit Erfolg getan. Aus mancherlei Gründen wurde *Aldington vs. Tolstoy* mit dem Irving-Prozess verglichen. Pessimisten erinnerten an diesen Fall, wenn sie ein möglichst starkes Argument dafür vorbringen wollten, wie unberechenbar und ungerecht das britische Recht in Verleumdungsfällen sein kann. Andere bezogen sich schlicht auf die Ähnlichkeit der verhandelten Inhalte: Auch in *Aldington vs. Tolstoy* ging es, historisch hochkompliziert, um Greuelthaten der Zeitgeschichte. Dort wie da wiederholten Beteiligte wie Kommentatoren immer wieder beschwörend, dass es nicht um die Neubewertung historischer Fakten, sondern bloss um die Reputation eines Einzelnen gehe. Dort wie da war das eine vom anderen so leicht nicht zu trennen.

Lord Aldington, Jahrgang 1914, war im Mai 1945 mit dem

Fünften Corps der achten britischen Armee in Kärnten stationiert gewesen. Die Briten hatten es, bloss wenige Tage nach Kriegsende, in diesem Raum mit einer Unzahl von verschiedensten Flüchtlingen zu tun: Unter anderem hatten sich ihnen jugoslawische und russische Kampfverbände ergeben, die gegen Tito und Stalin, also gegen die Kommunisten ihrer Heimatländer, gekämpft hatten – eine bürgerkriegsartige Unterkategorie des Zweiten Weltkriegs, die man gern vergisst. Selbstredend wollten Tito und Stalin, in dieser speziellen historischen Sekunde noch Alliierte der Briten und Amerikaner, diese Leute, ihre Feinde, ausgeliefert haben – die Briten befanden sich in einer heiklen Situation. Auf Basis der Dokumente steht heute aber fest, dass von den Briten Ende Mai 1945 ein Kriegsverbrechen verübt wurde, indem sie 70'000 Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, den Kommunisten übergaben – eine grosse Anzahl dieser Menschen hätte auf Grundlage der internationalen Verträge keinesfalls ausgeliefert werden dürfen. Aus bis heute ungeklärten Gründen missachtete Corps 5 direkt die Befehle der eigenen Vorgesetzten – weder wurden diese Menschen einem Screening unterzogen, das festgestellt hätte, wer übergeben hätte werden müssen und wer nicht, noch wurden Gruppen ins Hinterland der von den Briten besetzten Gebiete evakuiert, wie es angeordnet war. Corps 5 agierte stattdessen eigenmächtig und in verdächtiger Eile. Die Menschen wurden *en bloc* ausgeliefert; damit sie die Lastwagen überhaupt bestiegen, sagte man ihnen, sie würden nach Italien gebracht. Der überwiegende Teil dieser 70'000 wurde auf der anderen Seite sofort massakriert. Der russischstämmige Autor Nikolai Tolstoy hat in den achtziger Jahren darüber Bücher und Artikel geschrieben. Er beschuldigte darin Lord Aldington, der mehrere der kritischen Tages-

befehle ausgegeben hatte, der Mitwirkung und der Mitwisserschaft. 1989 klagte Lord Aldington wegen Verleumdung und bekam nach 41 Verhandlungstagen, 39 Zeugen und einer Million vor Gericht gesprochener Worte Recht. Die Laien-Jury sprach ihm die bis heute unerreichte Rekordsumme von 1,5 Millionen Pfund für seine in Mitleidenschaft gezogene Reputation zu. Für die Beweislage entscheidende Dokumente tauchten erst wieder auf, als es für ein Aufrollen des Falles rechtlich zu spät war. In seinem Buch weist Ian Mitchell nach, dass diese, eigentlich im Besitz des Verteidigungsministeriums befindlichen Dokumente nicht zufällig verschwunden gewesen waren, vielmehr hat da eine Lord-Hand die andere gewaschen.

Auch die Auswirkungen des *libel-law*, wenn es einmal voll zur Anwendung kommt, lassen sich an diesem Fall exemplarisch studieren. Nachdem Ian Mitchell beinahe zehn Jahre später sein aufwendig recherchiertes Buch geschrieben hatte, von dem viele der Meinung sind, dass es «das definitive Werk über diese *cause célèbre*»⁴⁴ bleiben wird, war es ihm unmöglich, einen Verlag zu finden. Auch die Erstveröffentlichung im Eigenverlag, grosszügig bezahlt vom Earl of Portsmouth, nützte erst wenig, weil Journalisten nicht darüber schreiben und die Buchhändler das Buch nicht in ihr Sortiment aufnehmen wollten – keiner hatte die 1,5 Millionen, keiner den Bankrott Graf Tolstoy vergessen, und Lord Aldington war zwar hochbetagt, doch immer noch am Leben und möglicherweise bereit zum nächsten Gerichtsgang. Was aber nun *Aldington vs. Tolstoy*, diesen Skandalfall nicht nur der britischen Zeit-, sondern auch der Rechtsgeschichte, mit *Irving vs. Lipstadt* am erstaunlichsten verband, war ganz zufällig und vielleicht doch bedeutsam:

Dieselben beiden Anwälte, die in dem einen Fall die Klagen vor einem voreingenommenen und nicht besonders schlaun Richter gekreuzt hatten, waren hier nun – Richter und Verteidiger.

Deborah Lipstadt wurde von Anthony Julius und der Firma Mishcon de Reya vertreten. Anthony Julius hat sich als Literaturwissenschaftler, der er nebenbei ist, mit einem Buch über den Antisemitismus T.S. Eliots einen Namen gemacht, nun schreibt er über moderne Kunst. Als Anwalt war er berühmt geworden, nachdem ihn Prinzessin Diana mit ihrer Scheidung beauftragt hatte: «Sie brauchte einen Outsider, einen, den das britische Establishment als ‚unclubbable‘ betrachten würde, als jemanden, gegen den man nicht ankamte. Als jüdischer Partner einer prominenten Londoner Kanzlei erreichte Julius für Diana eine Regelung, die grob 25 Millionen Dollar wert war. Als Dankesgeste sandte ihm Diana eine silberne Löschiwiege von Asprey’s.»⁴⁵

«Penguin Books» wurde von der Firma Davenport Lyons vertreten. Heather Rogers, eine freundliche Frau ohne erkennbares Alter und ohne erkennbare Haarfarbe, fungierte als der «Junior Counsel» des Verlages und war, so wenig man das oberflächlich vermutet hätte, das strategische Gehirn der Verteidigung. Sie filterte aus der Fülle von historischen Gutachten, Dokumenten und nicht zuletzt den Tausenden Seiten aus Irvings Korrespondenz und Tagebüchern die wichtigsten Aspekte und Argumente heraus, sie stellte die Verteidigungslinie zusammen. Später, im Gerichtssaal, war sie es, die mit blinder Sicherheit jedes Dokument und jeden gewünschten Verweis wiederfand. Sie hatte das «Statement of Case» geschrieben, die systematische Aufstellung der Streitpunkte und jener Fak-

ten, die die Verteidigung als Beweise für die Richtigkeit dessen ansieht, was Lipstadt über Irving geschrieben hat. Vor dem Richter als «Leading Counsel» agierte für beide Beklagten Richard Rampton QC, ein begnadeter und gefürchteter Kreuzverhörer. Das «QC» steht für «Queen's Counsel», für die Elite der englischen Anwälte. Doch es war dieser Richard Rampton, der einst Nikolai Tolstoy verteidigt und mit ihm so bitter verloren hatte.

Das «Statement of Case» war von Heather Rogers in sieben Kapitel unterteilt worden:

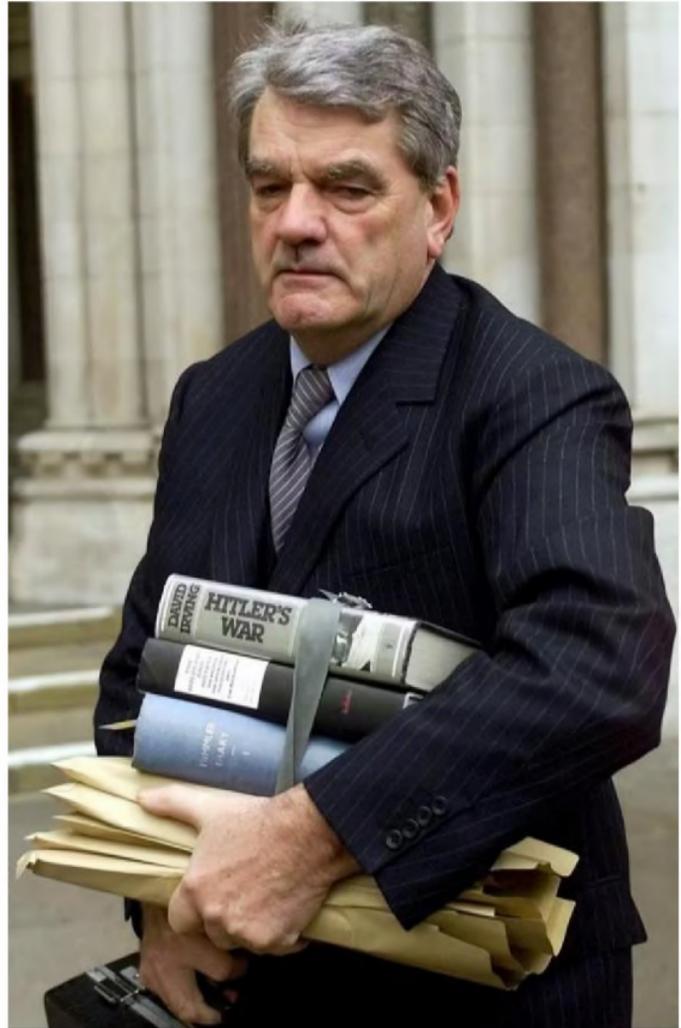
- 1) der Holocaust – das Leugnen des Holocaust – Irving als Holocaust-Leugner;
- 2) Auschwitz-Birkenau: Irvings Leugnen, dass Gaskammern zum Töten von Menschen verwendet wurden;
- 3) der Leuchter-Report als Grundlage von Irvings Behauptungen, dass es in Auschwitz keine Gaskammern gegeben hätte – die Verteidigung stützte sich darauf, dass es dem Report dermaßen an Glaubwürdigkeit mangelt, dass sich keine ehrliche oder verantwortungsbewusste Person darauf verlassen hätte, umso weniger ein «Historiker mit Reputation»;
- 4) Geschichtsschreibung, der zentrale Punkt: Die Verteidigung wollte beweisen, dass Irving erstens massgebliche Quellen der Geschichtsforschung zum Dritten Reich ignoriert und zweitens, dass er falsch zitiert, Statistiken fälscht, Dokumente manipuliert und verzerrt, insgesamt also historische Evidenz so lange krümmt, bis sie seinen «ideologischen Neigungen» entspricht;
- 5) die Bombardierung von Dresden: Zu beweisen war, dass Irving absichtlich falsche Statistiken benützte und Zeugen aussagen falsch wiedergab, dass er aus richtigen Zeugen-

aussagen falsche Schlüsse zog und historisches Beweismaterial verwendete, von dem er hätte wissen müssen, dass es gefälscht war;

- 6) Rechtsextremismus: dass Irving mit Rechtsextremisten verkehrte und auf einschlägigen Veranstaltungen auftrat;
- 7) die Goebbels-Tagebücher in Moskau und Irvings Umgang damit.

Irving vertrat sich selbst. Ein *litigant in person*, also eine prozessführende Partei ohne Rechtsvertretung, stellt immer ein gewisses Risiko dar: Der Richter muss darauf achten, dass er nicht aufgrund seiner Unkenntnis der rechtlichen Möglichkeiten Nachteile erleidet und dass er die Spielregeln einhält. Unter allen Umständen muss etwa verhindert werden, dass so ein *litigant in person* etwas sagt oder tut, was die Jury befangen machen könnte – dann muss das Verfahren abgebrochen und wiederholt werden. Doch im Fall *Irving vs. Lipstadt* gab es, unüblich für *libel*, keine Jury. Die beiden Parteien hatten sich darauf geeinigt, dass die zu verhandelnde Materie zu komplex sei, als dass sie einer Jury zugemutet werden könne. Der Fall würde von einem einzigen Richter, von Mr. Justice Charles Gray, entschieden werden müssen. Gray war zu diesem Zeitpunkt erst seit 18 Monaten Richter. Davor war er Anwalt, einer der bekanntesten *libel*-Spezialisten des Landes: Er hatte für den TV-Star Bill Roache 50'000 Pfund und für den Schauspieler Jason Donovan 200'000 Pfund gewonnen, weil ersterer «langweilig» und der zweite «schwul» genannt worden war. Seinen vielleicht pikantesten Fall hatte er jedoch verloren: Er vertrat die südafrikanische Journalistin Jani Allen, die vor Gericht zog, weil ihr ein Verhältnis mit dem rechten Politiker Eugene Terre'Blanche nachgesagt worden war. In die-

sem Prozess hatte Gray Schlagzeilen gemacht, als er der Jury ein künstliches Schlüsselloch präsentiert hatte, um zu beweisen, dass ein Zeuge durch selbiges unmöglich Terre'Blanches «dicken weissen Hintern» gesehen haben konnte. Doch es war dieser Charles Gray gewesen, der Lord Aldington vor Gericht vertreten und mit ihm seinen wohl berühmtesten Fall gewonnen hatte. Nach mehr als dreijähriger Vorbereitung und sechs Vorverhandlungen präsierte er nun über *Irving vs. Lipstadt*, als der Prozess am 11. Januar 2000 um 12 Uhr mittags eröffnet wurde.



Der Prozess

11. Januar 2000

Wenn sich Ausländer in London wie Briten zu benehmen versuchen, geht alles schief. Sieben Journalisten vom Kontinent, aus Israel, den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien hatten sich die Gerüchte über den möglichen Platzmangel im Gerichtssaal zu Herzen genommen und sich eine Stunde vor Beginn der Verhandlung vor Tür 37 in einer Reihe aufgestellt. Hinter ihnen warteten rund vierzig private Zuhörer. Niemand rechnete zu diesem Zeitpunkt mit dem undisziplinierten Haufen britischer Gerichtsreporter, der fünf Minuten vor Einlass plötzlich undurchdringlich den Eingang umlagerte, stossend und schiebend hineindrängte und drinnen sowohl die siebzehn privaten Zuhörerplätze wie die einundzwanzig Pressesitze ungerührt in Beschlag nahm. Zwar liess sich der Richter erweichen, zugunsten der angereisten Journalisten noch eine Handvoll Stehplätze zuzulassen, doch vor der Nase des ersten Interessierten ohne Presseausweis wurde die Tür verschlossen. Dann begann David Irving, ein gutaussehender Mann in einem blauen Anzug, seinen Fall darzulegen.

Zuerst klang er sanft und unterwürfig, sagte überdurchschnittlich oft «Mylord» zu Richter Gray, der mit seiner krausen Perücke und der viereckigen Hornbrille in unmodischer

Übergrosse klassisch dem rechtsprechenden Uhu glich. Er erlaubte sich anfangs, «wenn Mylord gestatten», einen kleinen Exkurs darüber, dass er seit «dreissig Jahren»⁴⁶ in keinen Verleumdungsfall mehr aktiv verwickelt war. Das läge daran, dass er einerseits gelernt habe, «überlegter zu schreiben», und andererseits, immer auch «die andere Wange hinzuhalten». Er habe sich selbst, fuhr er fort, niemals als einen Holocaust-Experten betrachtet und nie über das geschrieben, «was man heute den Holocaust nennt», doch wenn er so unbescheiden sein dürfe, sich überhaupt als einen Experten zu bezeichnen, dann wäre er einer für Adolf Hitler und dessen Entscheidungen im Zweiten Weltkrieg. Er holte Luft und schaltete dann einen Gang höher: Die Taktiken, die von der Gegenseite gewählt worden waren, hätten ihn allerdings gegen seinen Willen zu etwas wie einem Experten auf diesem Gebiet gemacht – «und zu meinem grössten Missfallen habe ich feststellen müssen, dass es unmöglich geworden ist, reine, von Politik unbeeinflusste Geschichte zu schreiben, sobald man sich auf dieses unerfreuliche Feld begibt».

Er wurde sogar zwei- oder dreimal laut, hieb mit der Handkante auf das Stehpult, als er auf seine Freunde zu sprechen kam, die in Deutschland wegen ihrer Meinungsäusserung im Gefängnis sässen. Zusammengefasst sagte er ungefähr dies: Seit Jahrzehnten sei er ein anerkannter und respektierter Historiker, seine Bücher seien von anerkannten Verlagen veröffentlicht, seine Artikel und Serien von anerkannten internationalen Zeitungen und Zeitschriften angenommen worden. Doch seit er mit dem Stigma des «Holocaust-Leugners» belegt sei, sei er ruiniert. Ein Holocaust-Leugner geheissen zu werden sei ein Gift, gegen das es kein Gegengift gäbe, weniger letal zwar als eine Injektion Nervengift ins Genick, aber

tödlich allemal, es sei genauso schlimm, wie ein Pädophiler genannt zu werden oder einer, der Frauen schlägt: «Es ist ein verbaler gelber Stern.» Seine Gegner seien reich, agierten international, und ihre Motivationen werde er dem Gericht noch enthüllen. Unter den erniedrigendsten Umständen sei er aus Kanada ausgewiesen worden, und all das beleidige ihn nicht zuletzt «as an Englishman».

Natürlich hat Irving, auch wenn er sich vor Gericht selbst verteidigt, während der Vorbereitung juristische Beratung in Anspruch genommen. Eindringlich erinnerte er ausgerechnet diesen Richter daran, dass er als Kläger hier nicht beweisen müsse, was an den Behauptungen falsch sei. Die Verteidigung müsse vielmehr den Beweis erbringen, dass das, was Deborah Lipstadt geschrieben habe, richtig sei. Korrekt umriss er noch einmal die besondere Kompliziertheit seines Falles: Der Nachweis, dass historische Fakten in seinen Büchern falsch oder verzerrt dargestellt sind, genügt nicht. Es muss bewiesen werden, dass er die Fakten falsch oder verzerrt präsentierte, *obwohl er es besser wusste*. Der Nachweis der Absichtlichkeit gehört unentbehrlich dazu. Es geht nicht darum, ob Irving ein schlechter oder fauler, sondern ob er ein betrügerischer Historiker ist. Deshalb, schlug er vor, und man kann sich die Freude ausmalen, die er bei der Formulierung dieser Passage gehabt hatte, müsse nicht untersucht werden, was während des Holocaust geschehen sei, den er, in aller gebotenen Doppeldeutigkeit für seine Freunde in aller Welt, «eine der grössten und noch immer zu einem Grossteil unerklärten Tragödien des vergangenen Jahrhunderts» nannte. Vielmehr dürfe es einzig darum gehen, was an seinem Schreibtisch in der Duke Street geschehen sei.

Beinahe ein Drittel seiner langen Rede verwandte er auf die Goebbels-Tagebücher. Er fand eine groteske Erklärung für die eilige Nacht-und-Nebel-Aktion, die ihn nach Moskau geführt hatte: Elke Fröhlich habe ihn geradezu bestärkt, mit einer ordentlichen Summe westlichen Geldes die Glasplatten vor den unzuverlässigen und laienhaften Russen zu retten – «das zumindest ist meine Erinnerung». Als die Russen zuerst zögerten, ihm Zutritt zum Archiv zu gewähren, weil die deutsche Regierung bereits Interesse gezeigt hätte, habe er sie «schelmisch» daran erinnert, wer den Krieg gewonnen habe. Eine Platte habe er über Nacht «ausgeborgt», um sie fotografieren zu lassen. Von Diebstahl oder Zerstörung könne keine Rede sein. Zufällig sei er einer der ganz wenigen Experten, die Goebbels' Handschrift überhaupt lesen könnten.

Während dieses stundenlangen, bloss von der Mittagspause unterbrochenen Monologs sass Deborah Lipstadt sehr ruhig in der Reihe vor Irving und hatte ihr Gesicht in beide Hände gestützt. Ab und zu tippte sie in einen winzig kleinen Computer.

Als Irving erwartungsgemäss zu der Formulierung gekommen war, dass die Gaskammer von Auschwitz, die den Touristen gezeigt wird, eine Nachkriegsfälschung der Polen sei, unterbrach er seine vorbereitete Rede plötzlich und sagte: «Ich glaube, es ist fair zu bemerken, dass Mr. Rampton gerade den Kopf schüttelt.» Der Richter sagte bloss: «Fahren Sie mit Ihrer Rede fort.» Als Irving nach über 50 Seiten und zwei Stunden endlich fertig war, machte ihn der Richter auf einen Widerspruch aufmerksam. Irving hatte einerseits gesagt, dass es nicht darum gehen dürfe, was im Holocaust geschah, was er, der Richter, nur bekräftigen könne. Doch dann hatte er als Be-

weiskette von den Beklagten (die im englischen Sprachgebrauch freundlicher die «sich Verteidigenden» heissen) drei Punkte gefordert, Punkt eins davon: «Dass etwas existiert hat oder geschehen ist.» In einer Kaskade von höflichen Floskeln eingebettet – Irving und der Richter verhielten sich an diesem ersten Tag zueinander wie die Hauptdarsteller eines höfischen Minne-Spiels –, wies Richter Gray noch einmal darauf hin, dass «dieses Verfahren nicht damit befasst ist, historische Fakten zu erforschen».

Für sein Opening Statement brauchte Richard Rampton, ein grauer Sir, der mit Perücke völlig anders aussieht als ohne, gerade zwanzig Minuten. Dass es hier kürzer werden würde, war schon nach den ersten drei Sätzen klar: «Mister Irving nennt sich selbst einen Historiker. Die Wahrheit ist, dass er nichts weniger als ein Historiker, sondern ein Geschichtsfälscher ist. Um es klar zu sagen, er ist ein Lügner.» Als ein Beispiel für Irvings Expertenschaft als «Historiker» zerlegte er eine Stelle aus «Hitler's War» (Ausgabe 1977) in ihre Einzelteile, eine Stelle, um die in dem Buch viel Aufhebens gemacht wird, weil sie Irving zufolge beweist, dass Hitler persönlich Sorge dafür trug, dass Juden nicht umgebracht würden. Irving zitiert dafür eine Stelle aus Himmlers privaten Notizen über einen Transport von Berliner Juden nach Riga und behauptet, die Stelle besage, dass auf Hitlers Befehl «Judentransporte nicht liquidiert» werden sollten, die Juden hätten in Riga zu bleiben. Rampton las die Stelle im Original vor und übersetzte sie dann ins Englische: «Judentransport aus Berlin. Keine Liquidierung.» Es handelte sich also erstens nur um einen singulären Transport, der nicht liquidiert werden sollte, zweitens gibt es keinen wie immer gearteten Hinweis darauf, dass die ganze Anweisung überhaupt von Hitler selbst kam.

Was Irving hingegen als «Juden haben zu bleiben» las, heisst in Wahrheit «Verwaltungsführer der SS haben zu bleiben». «Man fragt sich», sagte Rampton, «ob dieses einzelne Beispiel nicht genügt, um Mr. Irving als einen Lügner zu verdammen, dessen Äusserungen über diese schreckliche Episode europäischer Geschichte niemals ernst genommen werden können.»

«Das ist offensichtlich ein wichtiger Fall», schloss der alte Rampton seine gelassene Rede. «Hier geht es allerdings nicht darum, ob der Holocaust stattgefunden hat und in welchem Ausmass Hitler dafür verantwortlich war. Im Gegenteil, der Sukkus dieses Falles ist Mister Irvings Ehrlichkeit und Integrität als Chronist – vor dem Wort Historiker scheue ich zurück. Wenn es gelingt, Irvings gefährlichen Betrug in diesem Gerichtssaal hervorzuheben, darf man denen, die sich hier verteidigen, mit Recht Beifall spenden, dass sie einen signifikanten öffentlichen Dienst erwiesen haben, nicht nur diesem Land, sondern allen Orten auf der Welt, wo der Antisemitismus nur darauf wartet, genährt zu werden.» Ein Einzelner applaudierte dreimal fast unhörbar.

13. Januar 2000

Seit zwei Tagen steht David Irving im Kreuzverhör, und Richard Rampton bereitet ihm dort keine angenehme Zeit. Rampton, der möglicherweise viel agiler ist, als er glauben machen möchte, wenn er sich immer leicht seufzend von seinem Stuhl erhebt, sieht Irving, wenn es sich irgendwie vermeiden lässt, nicht an, sondern immer ein wenig zur Seite, so wie es ein gut Erzogener tut, wenn ein anderer sich erbricht. Ramptons Perücke, ein adrettes Ding, das im Nacken in zwei kunstvoll geflochtene Schwänzchen ausläuft, scheint ihn manchmal ein wenig zu jucken. Dann schiebt er sie hin und

her und kratzt sich ausdauernd am Ohr. Irving dagegen, ein schwerer Mann mit breiten Schultern und Händen im hochgeschlossenen blauen Anzug, schwankt beständig zwischen der Rolle des Musterschülers und der des Aufmüpfigen gegen das gesamte System. Nervös ist er in jedem Fall.

Dem Richter kommt er noch immer mit unzähligen «My-lords» und sagt sogar reuig «very well», wenn ihm Justice Gray auf seine untertänige Frage, ob das, was er gerade vorgelesen hat, Sinn ergeben habe, mit «eigentlich überhaupt nicht» antwortet. Auch Rampton gegenüber strafft er den Körper und verschränkt die Hände davor, wenn seine Expertenschaft als Nazi-Historiker gefragt ist. Wenn es etwas gibt, das er noch lieber tut, als Daten, Dokumente und SS-Ränge zu zitieren, dann ist es, seine Deutschkenntnisse unter Beweis zu stellen. Mit Passion und in militärischem Stil folgt er ab dem zweiten Tag der Bitte des Richters, deutsche Namen bei Ersterwähnung für das Protokoll zu buchstabieren, und er tut es, ohne sich je zu verhaspeln.

David Irving hat zu Beginn darum gebeten, das Verfahren einerseits in Auschwitz und andererseits «in alles andere» zu teilen. Er sei auf Auschwitz noch nicht hinlänglich vorbereitet, daher schlage er vor, «Auschwitz erst mal von uns wegzuschieben».

Rampton willigte ein. Er beschloss, sich auf die Frage des «Holocaust-Leugners» zu konzentrieren, und hielt Irving folgenden Satz aus einer von dessen Reden vor: «In meinem Buch werden Sie das Wort Holocaust nicht finden, denn welchen Sinn macht es, etwas mit einer Fussnote zu würdigen, das nie stattgefunden hat?» Doch es ist leichter, mit blossen Händen einen einzelnen Aal in einem Swimmingpool zu fangen, als David Irving zu dem Eingeständnis zu bewegen, dass

ein solcher Satz das Leugnen des Holocaust bedeutet. Seine Antworten bewegen sich immer am anderen Ende des Beckens. Was sei mit «Holocaust» überhaupt gemeint? Vielleicht das systematische Ermorden von Millionen unschuldiger Menschen, schlägt Rampton vor? «Lassen Sie ‚systematisch‘ weg», sagt Irving, «dann stimme ich zu.»

Bei derselben Gelegenheit, vor seinen Anhängern, hat Irving auch gesagt, dass er bis 1988, also bis zum berüchtigten Leuchter-Report, selbst an die Gaskammern geglaubt habe. «Aber jetzt», fragt Rampton eindringlich und sieht konzentriert zur Seite, «jetzt halten Sie die Gaskammern und die Todesfabriken für eine Lüge?» – «Für eine grosse Lüge», sagt Irving. «Aber ist es nicht das, was die meisten Menschen unter ‚Holocaust‘ verstehen?», fragt Rampton und sieht ihn kurz an. «Woher soll ich wissen, was die meisten Menschen denken?», fragt Irving patzig zurück, «haben Sie sich mit einem Klemmblock auf die Oxford Street gestellt und sie gefragt?»

«Sie leugnen also die Existenz von Gaskammern», stellt Rampton fest. – «Ich leugne, ... äh, ich verwende dieses Wort, obwohl es vielleicht besser wäre, ‚in Frage stellen‘ zu sagen, aber für Ihre Bedürfnisse hier, ja, leugne ich, dass es möglich war, Millionen von Menschen in jenen Gaskammern zu vernichten, die uns die Historiker bisher gezeigt haben», sagt Irving noch, bevor es zu einem gespenstischen «Word-Rap» kommt, wie man so einen Wortwechsel in jüngerer Zeit nennt. Es funktioniert so, dass Rampton Irving die Namen der Vernichtungslager hinwirft wie einem Hund den Knochen, und Irving sagt, ob es seiner Meinung nach Vernichtungslager waren oder nicht. «Chelmno?» – «Ja.» «Belżec?» – «Nicht si-

cher.» «Treblinka?» – «Beginne ich zu bezweifeln.» «Sobibór?» – «Da weiss ich nichts darüber.»

Das Protokoll nimmt später auf, dass Herr Irving in Chelmno und in Auschwitz-Birkenau Vergasungen auf «kleiner experimenteller Basis» für möglich hält: «Damit meine ich aber nicht, dass Herren in weissen Mänteln und mit Stoppuhren herumstanden.» Rechtzeitig vor Redaktionsschluss der britischen Zeitungen gelingt es Irving noch, das Lieblingsargument aller Holocaust-Leugner in den Saal zu rufen. «Denken Sie doch nach», ruft er, «eine Million Vergaste, das sind 100'000 Tonnen Leichen! Es ist ein gigantisches logistisches Problem, mit dem wir es hier zu tun haben.»

An David Irving passt nichts zusammen. Einerseits scheint er schlau und redegewandt, andererseits ist er starrköpfig und bockig wie ein kleines Kind. «Blau», schreit er, «blau, blau!», wenn man ihm etwas Grünes hinhält, und rechtfertigt diesen Irrsinn in einem weiträumigen Umweg damit, dass er ein «anerkannter Historiker» sei, der alle seine Dokumente nicht nur kennt, sondern auch selbst entdeckt hat. Sowie man nicht Acht gibt, beginnt er sein eigenes Loblied zu singen: Wie er getan habe, worauf all die «deutschen Historiker» nie gekommen seien – denn wenn es zu den Historikern kommt, sind seine Feinde merkwürdigerweise plötzlich alle deutsch. Wie er zu den Witwen der Nazigrössen, etwa zur Freifrau von Weizsäcker, an den Bodensee und zu den Sekretärinnen Hitlers gefahren sei und all die unbekanntenen Dokumente zurückgebracht habe. Für all diese Bemühungen werde er nun so verfolgt, dass er sich mit dieser Verleumdungsklage wehren müsse.

Einerseits ist Irving geschmacklos, andererseits bis zur Schamessgrenze weinerlich. Er bestreitet etwa keineswegs, ge-

sagt zu haben, dass «auf der Rückbank von Edward Kennedys Auto in Chappaquiddick mehr Frauen gestorben sind als in den Gaskammern von Auschwitz», denn die Wahrheit sei eben manchmal geschmacklos. Doch schon am nächsten Tag klagt David Irving über die menschenunwürdigen Folgen, die es hätte, ein Holocaust-Leugner genannt zu werden. Er berichtet dem Gericht von all den Drohungen und obszönen Anrufen, die er und seine Familie erhielten, er berichtet von der Demonstration, bei der Transparente mit «Vergast Irving!» vor sein Haus getragen wurden, was an Bösartigkeit bloss noch übertroffen worden sei von dem teuren weissen Liliengebilde, das eintraf, nachdem seine älteste Tochter im vergangenen September Selbstmord begangen hatte: «Ein wahrhaft gnädiger Tod» habe auf der beiliegenden Karte gestanden und als falsche Unterschrift der Name «Philip Bouhler», eines Naziverantwortlichen für das Euthanasieprogramm. Diesmal ist Richard Ramptons Stimme klar, laut und deutlich: «Ich bin weit davon entfernt, hier pietätlos sein zu wollen, Mister Irving. Aber: Wenn das, was in Miss Lipstadts Buch über Sie steht, zutrifft, dann tragen Sie selbst für solche Dinge die Verantwortung und nicht die Autorin.»

19. Januar 2000

Hitler, sagt David Irving, litt am «Nixon-Komplex». Man müsse sich das so vorstellen: Er habe Himmler, Goebbels und all seinen anderen «Erz-Bösewichten» signalisiert, «tut, was ihr wollt, aber lasst es mich nicht wissen». Zu solchen Schlussfolgerungen kommt allein, wer mit dem verkrümmten Blick eines David Irving auf die Fakten sieht. Dazu genügt ein einziges Beispiel aus der Vielzahl, die die Verteidigung von Deborah Lipstadt und dem Penguin-Verlag zusammengetra-

gen hat und inzwischen über Tage hinweg mit Gelassenheit dem im Kreuzverhör stehenden Irving vorhält. An irgendeiner Stelle seines viele dicke Bände füllenden Werkes verwendet Irving den in den Osten gekabelten Satz «Die Massenerschießungen haben sofort aufzuhören» als weiteren «Beweis» dafür, dass man ganz oben, also in Berlin, den Juden nichts zuleide tun wollte. Man habe sie bloss ausser Landes schaffen wollen. Doch der zweite Teil dieses Satzes im Original lautet: « – das soll in Zukunft vorsichtiger gemacht werden.» Diesen zweiten Teil hat Irving einfach weggelassen. Weder der Zeugenstand noch sein auf die Bibel geleisteter Eid ändern etwas an Irvings Leugnen, dass die Unterschlagung dieses zweiten Teils eine willkürliche Pervertierung des Dokuments in sein Gegenteil bedeutet: «Das ist eine Frage der Interpretation», sagt er in solchen Fällen am liebsten, «die Massenerschießungen haben schliesslich für Monate aufgehört.» Da verliert selbst Richter Gray seine scheinbar unerschöpfliche Geduld. Er belehrt Irving, dass ohne jeden Zweifel der Inhalt dieses Dokuments lautet: Das Morden soll nicht gestoppt, sondern vielmehr mit anderen Mitteln fortgesetzt werden.

Die grösste Enttäuschung an diesem Prozess ist bisher die vorab so gerühmte Intelligenz des David Irving, die ihn angeblich so gefährlich macht. Wohl wahr, er könnte, wenn man ihn liesse, stundenlang wie ein allzeit bereiter Märchenonkel über die Nazi-Zeit schwadronieren, dabei zu jeder Schlussfolgerung eine weitere Begründung und insgesamt eine beeindruckende Menge an Namen und Daten erwährend. Man hielte ihm etwas vor, und er würde sagen: «Sie müssen das vergleichen mit dem Dokument X, das im November desselben Jahres von Obersturmbannführer Y nach Z gesandt wurde und wo es heisst... « oder «in Himmlers Dienstkalender, November 42,

Seite soundso, linke Spalte unten, steht aber ... « und so weiter. Er kennt sich wirklich aus, aber alles, was er weiss, ist unübersehbar in schimmerndes Goldbraun getaucht. Wen anders sollte so einer verführen als immer wieder die, die ohnehin nur ihm glauben?

Im Gerichtssaal gibt David Irving auch gerne Deutschunterricht. So kann er zwar noch ungestraft behaupten, «am 13. Dezember» sei «irreguläres Deutsch», es müsse «den 13. Dezember» heissen, und er stelle daher die Authentizität eines von Rampton ins Spiel gebrachten Dokuments in Frage, doch sobald er das Wort «Schrecken» verharmlosend mit «Spuk, etwas für kleine Kinder» übersetzen will, zieht Rampton gelassen einen ziegeldicken, kanarigelben Langenscheidt unter dem Pult hervor und liest laut daraus vor: «fear, horror, terror».

Man wird es langsam leid. Man wird es leid, mit anhören zu müssen, wie Irving versucht, jedes, noch das kleinste Detail, jede Übersetzung, jedes Wort in seine Richtung zu verbiegen. Er ist dabei überhaupt nicht überzeugend, keine Sekunde lang.

Der ganze Prozess bewegt sich seinetwegen wie ein Elefant auf Krücken, unter anderem, weil er, wie er sagt, aus finanziellen Gründen keinen Rechtsanwalt hat. Schwer vorstellbar aber auch, dass Irving einem Anwalt all die historischen Diskussionen auf hohem Niveau mit all diesen Experten, die sonst nie mit ihm reden, zu überlassen fertigbrächte. Aber weil er keinen Anwalt hat, wird morgens eine halbe Stunde lang erst einmal umständlich das Tagesprogramm beraten.

Man wird es auch leid mit anzusehen, wie aufgrund des Themas und der von Irving behaupteten Ungeheuerlichkeiten mit jedem Tag auch Rampton ein Stückchen zynischer wird.

Irving hat, «um der allgemeinen Vorstellung von solchen Transporten zu widersprechen», den Transport von 944 Berliner Juden nach Riga unter Auflistung aller in diesem Zug ausserdem mitgeführten Lebensmittel beschrieben: «3 Tonnen Brot, 2'700 Kilo Mehl, 200 Kilo Erbsen, zehn Flaschen Suppenwürze, 52 Kilo Suppenpulver, 50 Kilo Salz» et cetera. Seinen Lesern und sich selbst suggeriert er damit wohlgenährte, zufriedene Juden, die im Osten, wie er dem Gericht treuherzig versichert, «ein neues Leben anfangen sollten». Dass diese 944 Berliner Juden sofort nach Ankunft in Riga erschossen wurden, bestreitet nicht einmal er. Doch seien das «unautorisierte Handlungen krimineller Gangs» gewesen, nichts Systematisches, nicht von Hitler gewollt, im Gegenteil, siehe oben. Doch wenn all das Brot, rechnet Rampton ihm daraufhin vor, wirklich für die Juden und nicht für die SS vor Ort bestimmt gewesen wäre, hätten sie nicht bloss den dreitägigen Transport lang, sondern 24 Tage davon essen können. «Sehen Sie, so gut hat man vorgesorgt», sagt Irving und lächelt. «Und die Cornflakes?», zischt Rampton, «die hätten sie wohl trocken essen sollen?» «Ich bin sicher, auch in Riga gibt es Kühe», antwortet Irving.⁴⁷

Man ist es wirklich leid. Man versteht schon längst, wie Irvings Weltbild zustande kommt, doch versteht man immer weniger, warum. Doch vielleicht ist es ja ganz einfach: Hier steht einer, den alle behandeln, als hätte er die Pest. Bestürzend ist, wie er versucht, mit jenen Journalisten, die er persönlich kennt, normale Gerichtspausen-Beziehungen zu etablieren, und wie diese sich dabei verlegen winden. «Wie geht es Ihrem Husten?», fragt er freundlich den einen, «wie gefällt Ihnen London?», fragt er die andere – «Sie müssen unbedingt zum Abendessen vorbeikommen.»

Keiner achtet ihn, keiner glaubt ihm, keiner publiziert ihn mehr, alle gehen ihm aus den Weg. Vor zwanzig Jahren war er noch ein Bestseller-Autor, der 100'000 Pfund im Jahr an Tantiemen verdiente. Als ihn jemand einmal nach seiner Pensionsversicherung fragte, sagte er stolz, «meine Bücher sind meine Pensionsversicherung». Doch nun, klagt er und ist sich keiner Schuld bewusst, ist sein schöner Pensionsplan zerstört. Heute ist er ein Unberührbarer, bloss noch Chefhistoriker einer computervernetzten «Gang von Neo-Nazis», wie er mit sardonischem Lächeln sagt. Im September ist seine älteste Tochter aus dem Fenster gesprungen. Was hat er denn noch, ausser seinem Faktenwissen und den krausen Theorien, die allein das Interesse an ihm wach halten? Auch als Erzfeind ist man jemand.

20. Januar 2000

Gegen seinen Willen tritt Donald Cameron Watt als Irvings erster Zeuge auf. Einer Zeugeneinvernahme kann sich keiner verweigern, auch der hoch angesehene emeritierte Professor nicht, der Generationen von Studenten an der London School of Economics in internationaler Geschichte unterrichtet hat. Respektvoll bittet Richter Gray den alten Herrn, sich im Zeugenstand doch zu setzen: «Es genügt, wenn Mister Irving steht.» Irving, nach vollen vier Tagen der «Witness-Box» für kurze Zeit entkommen, geniesst seine neue Rolle als Verhören Bevor er seine erste Frage stellt, weist er für alle, die es noch nicht wissen, noch einmal daraufhin, dass Professor Watt unfreiwillig hier ist: «Kein Odium wird an Ihnen haften bleiben, Herr Professor!», versichert er generös.

Watt war 1947 und 1948 in Graz als britischer Soldat stationiert und arbeitete für das Foreign Service Research De-

partment. In dieser Funktion sichtete er Tonnen von erbeuteten Nazi-Dokumenten. Irving befragt ihn nun, wie sicher es sei, aus der negativen Dokumentenlage «positive Schlüsse zu ziehen, wie ich es oft tue». Das bezieht sich wieder auf sein Küchenlatein-Argument, dass es ein Dokument, das man nicht findet, wahrscheinlich niemals gegeben hat: Den von Hitler persönlich unterzeichneten «Endlösungsbefehl» zum Beispiel. Und wenn es den Befehl nicht gegeben hat, liegt für Irving die Annahme, Hitler habe vom millionenfachen Mord an den Juden keine Ahnung gehabt, ja nur ein Kinderschrittchen weiter. Professor Watt antwortet weise: Erstens wisse man nicht, wie viele Dokumente die Nazis zu Kriegsende noch zerstört hätten. Die Fehlbestände aus den letzten Kriegsjahren seien jedenfalls erheblich. Zweitens habe er seine Schüler immer gelehrt, das, was sie haben oder nicht haben, in den Zusammenhang ihrer anderen Quellen so gut wie möglich einzubetten. Über diese Antwort könnten sowohl Irving als auch sein Gegenspieler Rampton zufrieden lächeln. Bloss kann man es von hinten nicht sehen.

David Irving ist nicht zu unterschätzen. Am letzten Verhandlungstag der zweiten Woche scheint er plötzlich erfrischt und wieder kämpferisch. Er bittet Professor Watt um einen «generellen Kommentar» zu seiner Arbeit als Historiker. Professor Watt, der wie jeder Zeuge in England auf die Bibel geschworen hat, sagt nun, was er sagen muss, weil es seine Meinung ist. Er wendet sich dabei zum Richter. Das erlaubt ihm den Komfort der dritten Person: «Ich war von seinem Fachwissen immer sehr beeindruckt. Auch wenn man mit ihm nicht übereinstimmt, muss man ihn jedenfalls ernst nehmen.»

Zufrieden zitiert Irving aus einer über zwanzig Jahre alten

Buchbesprechung von «Hitler's War», die Watt einst für den «Daily Telegraph» verfasst hat: «Ich persönlich fand es nicht unüberzeugend, was Irving etwa über Himmlers Charakter schreibt.» Im Gerichtssaal fügt Watt dem hinzu: «Das Buch war historisch herausfordernd, aber als Ganzes nicht überzeugend.» Und dann wendet er sich, wieder ganz alter Lehrer, direkt an Irving: «Alles, was getan wurde, wurde in Hitlers Namen getan. Sie müssen hier auch Ihre Vorstellungskraft benutzen. Ausserdem glaube ich, dass Himmler praktisch unfähig war, irgendetwas selbst hervorzubringen. Er verliess sich darauf, dass alles von Hitler gedeckt war.» Irving fragt dann noch, ob seine Art, Geschichte zu schreiben, in Watts Augen «pervers» sei. Irving, wie immer in dunkelblauem Nadelstreifen, verwendet gern Worte, die viel schlimmer sind als die, die Rampton benutzt, um zu zeigen, welch abstossender Bösewicht hier aus ihm gemacht werden soll. Watt antwortet, beinahe seufzend, dass er auf dem Gebiet der Geschichtsforschung schon Perverseres gesehen habe als das, was Irving produziert.

Nachher, privat auf dem Korridor, sagt Watt etwas Bemerkenswertes: Es widerstrebe ihm, dass Irving behandelt werde, als wäre er ein Pädophiler. Scheinbar spontan erzählt er daraufhin eine andere Geschichte: Dass er 1965 beauftragt worden sei, eine auf die wesentlichen Stellen konzentrierte und kommentierte Version von «Mein Kampf» herauszugeben. Er habe dem gern entsprochen, weil es zu diesem Text Zugang geben müsse. Doch in letzter Minute sei die Edition verhindert worden. Auch eine Hitler-Biographie zu schreiben sei ihm einmal angetragen worden. Zufällig hatte er gerade Rückenprobleme, lag wochenlang im Bett und hatte Musse, sich einzulesen. Es sei ihm physisch schlecht geworden. Er habe

daher darauf verzichtet, sich jahrelang intensiv mit Hitler zu beschäftigen. Hier kommt er noch einmal auf Irving zurück: Bevor dieser «auf den Hitler-Business aufgesprungen ist», seien seine Bücher in Fachkreisen ernsthaft diskutiert worden, das solle man nicht vergessen. Dann nimmt Professor Watt seine Tasche und schlurft davon.

24. Januar 2000

«Antisemiten sind nicht alle gleich. Manche brechen den Juden die Knochen, andere verletzen jüdische Empfindungen.» Mit diesen Sätzen beginnt das Buch, das Anthony Julius, Literaturwissenschaftler und Rechtsanwalt, über T.S. Eliot geschrieben hat. Gleich der nächste Satz, «Eliot fällt in die zweite Kategorie», passt auch auf David Irving. Doch vor Gericht hat Anthony Julius noch nichts dergleichen gesagt. Er hat nämlich noch überhaupt nichts gesagt. Der Staranwalt, dessen Name weit über Grossbritannien hinaus bekannt ist, seit er Prinzessin Dianas Scheidungsabfindung mit den königlichen Rechtsvertretern verhandelt und nach ihrem Unfalltod auch die Abwicklung ihres letzten Willens übertragen bekommen hat, ist kein «Barrister». Das heisst, er trägt keine der lockigen Perücken und muss seinem Mitstreiter Richard Rampton die Bühne überlassen. Wenn eine von Ramptons kunstvoll aufgebauten Fragespiralen, die den Gegner in die Ecke treiben und dort festnageln sollen, plangemäss aufgeht, schliesst Rampton das Manöver gern mit einem trockenen Urteil in Richtung Richter ab: «Mister Irving ist ein Rechtsradikaler, ein Extremist und ein Holocaust-Leugner.»

Anthony Julius sitzt immer nur dabei. Er blättert in den Akten und sieht dabei hoch konzentriert aus. Die abweisende Mie-

ne entspannt sich nur, wenn seine kleine Tochter in der Pause vor dem Gerichtssaal auf ihn wartet. Rampton dagegen könnte jederzeit in einem Hollywood-Gerichts-drama eine tragende Rolle spielen: dasselbe Temperament, dieselbe Schärfe und Ironie, die den meisten von ihm Verhörten wahrscheinlich das Gefühl gibt, er sei ein paar Längen schlauer als sie, daher wäre es besser, gleich die Wahrheit zu sagen. Aber bei David Irving funktioniert das nicht; der hält sich zu sehr für einen Übermenschen.

Richard Rampton, der sich aus der Perspektive der Zuschauer geschmeidig in die Rolle des moralischen Helden dieses Holocaust-Stückes fügt, ist Spezialist für Verleumdungsklagen. Sein letzter spektakulärer Fall dauerte zwei Jahre: Er führte die Klage für McDonald's gegen zwei arme Schlucker, die Flugblätter gegen die Fast-Food-Kette verteilt hatten. Es war weder für Rampton noch für McDonald's ein rauschender Erfolg: Sie gewannen bloss die Hälfte der Teilverfahren, und McDonald's hatte jahrelang eine schlechte Presse.

Die beiden Parteien, die hier vor Gericht um den Holocaust streiten und darum, ob Irving ein Faktenfälscher ist, könnten nicht unterschiedlicher sein. Auf der Seite der von Irving verklagten Deborah Lipstadt, die selbst jede Aussage verweigert, sitzen dreizehn Menschen mit aufgeklappten Laptops und stecken einander ständig kleine gelbe Zettelchen zu. Zu dem Team Rampton-Julius-Heather Rogers gehören ausserdem «Solicitors» der beiden involvierten Rechtsanwaltsfirmen, deutsche Rechercheure und bildschöne, gut gekleidete Mädchen, die sich zwischen hunderten Aktenordnern bewegen wie in ihrem Wohnzimmer und so graziös wie schnell alles bringen, was gebraucht wird. «Es ist ja nicht wie bei Ihnen, wo

jeder Assistent wieder einen Assistenten hat», sagt Irving einmal sarkastisch, als ihm eine Akte fehlt. Inzwischen ist ein junger Mann vom gegnerischen Team dazu abgestellt, dem Kläger seine Akten zu reichen, denn Irving ist ja ganz allein.

Dafür bestreitet er die ganze Pressearbeit des Falles. Mit verschämtem Kichern rieten Mitarbeiter der involvierten Anwaltskanzleien schon vor Prozessbeginn, doch Mr. Irvings Web-Site aufzusuchen – dort seien alle Basisinformationen vorrätig. Der Text der Klageschrift, die «opening Statements», Links zu anderen Internet-Seiten sowie ein täglich aktualisiertes, internationales Pressesortiment in den Originalsprachen sowie in englischer Übersetzung – alles ist da. Irving behält sich natürlich vor, den dort eingespeisten Artikeln seine Kommentare darüber anzufügen, was sie seiner Ansicht nach an Wahrheit oder Bösartigkeit enthalten. Er illustriert sie ausserdem, nicht zur Freude der betroffenen Journalisten, mit Fotos aus seinem speziellen Bildarchiv: Zu den Spitzenreitern, die er oft verwendet, gehört ein blutrünstiges Bild von Opfern der Bombardierung Dresdens. Er hat auch hübsche, farbige Porträts der wichtigsten Nazis aus der Kollektion von Walter Frenzt; Eichmann und Himmler sehen da noch ganz lebendig aus. Seit einigen Tagen bietet Irving einen weiteren Service: Er stellt nun auch die wörtlichen Mitschriften der Verhandlungstage zur Verfügung.

Schon nach der ersten Woche hatte *Irving vs. Lipstadt* von Saal 37 in Saal 73 umziehen müssen. Die Umzugskartons der Aktenordner liegen immer noch unordentlich im Raum. Dafür haben die Ordner jetzt Platz in richtigen Regalen gefunden und stehen nicht mehr, wie in Saal 37, in übereinander gestapelten Kartonhaltern vor den Fenstern und verhindern das Eindringen von Tageslicht. Das englische Rechtssystem schreibt

vor, dass alle Beweise, die benutzt werden sollen, schon vor Verhandlungsbeginn dem Gegner offengelegt werden müssen. Daher ist die Fachliteratur zum Prozess gewissermassen schon geschrieben, die Buchverlage könnten bereits ihre Unterhändler schicken. «Beweise für die Durchführung der Endlösung», heisst Christopher Brownings Beitrag, mit 63 Seiten der kürzeste. Peter Longerich, ein deutscher Historiker, der am Royal Holloway College ausserhalb Londons unterrichtet, hat ein Glossar der Tarnsprache der Nazis zusammengestellt und über Hitlers Verantwortlichkeit für die ‚Endlösung‘ geschrieben. Hajo Funke, Soziologe an der Freien Universität Berlin, hat Irvings Verbindungen mit der rechtsradikalen Szene Deutschlands untersucht. Der «Pelt-Report» des niederländischen Architektur-Historikers Robert Jan van Pelt über Auschwitz, die Planung und die Funktionsweise der Gaskammern sowie den Leuchter-Report ist fast fünfhundert eng beschriebene Seiten lang. Doch das Herz von allem ist die Arbeit von Richard Evans, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Cambridge. Wie Recht Richter Gray doch hatte, als er bereits am ersten Tag bemerkte: «In einem ungewöhnlichen Ausmass scheint es mir in diesem Verfahren weniger auf die mündlichen Aussagen als vielmehr auf die schriftlichen anzukommen» – was Richard Evans mit seinem Bericht getan hat, verleiht David Irving für alle Zeiten negative Berühmtheit. Durch Evans’ Anstrengung wird er zum nunmehr gekrönten König der Revisionisten und Geschichtsfälscher. Evans und drei Doktoranden haben nämlich mit gigantischem Aufwand Irvings ganzes Werk durchleuchtet, die Fussnoten überprüft, die Quellen nachgesehen, seine Argumentationslinien zurückverfolgt. Das Ergebnis sind siebenhundert Seiten

«David Irving, Hitler und das Leugnen des Holocaust» und ein beinahe fassungsloser Evans, der unter der «selbstsicheren Oberfläche von Irvings Prosa» eine Masse von Verzerrung und Manipulation fand, die so verwickelt war, dass «es oft viel mehr Worte brauchte, um das Ganze auseinander zu dröseln, als Irvings Originalstelle hatte». Die Analyse von elf Seiten Original-Irving zur Reichskristallnacht in seiner Goebbels-Biographie erforderte siebzig Seiten im Evans-Report. Auch an allen anderen durchleuchteten Stellen fanden Evans und seine Mitarbeiter das gleiche «verknottete Netz von Verzerrungen, Unterschlagungen und Manipulationen». «Ich hatte die schie-re Tiefe des Doppelspiels nicht erwartet, auf die ich in Irvings Umgang mit historischen Quellen stiess», schreibt Evans, einer der führenden britischen Historiker für deutsche Geschichte: «Es ist klar, dass Irvings Behauptung, gründliche Kenntnis jenes Materials zu haben, auf dessen Grundlage die Geschichte von Nazi-Deutschland geschrieben werden muss, völlig gerechtfertigt ist. Seine zahlreichen, ungeheuerlichen Fehler sind daher nicht bloss Ignoranz oder Schlampigkeit, sondern es ist offensichtlich, dass sie kalkuliert und absichtlich sind. Genau das macht sie so schockierend.»

25. Januar 2000

Bitterlich beklagt sich David Irving, dass er nur Nachteile daraus habe, *litigant in person* zu sein. Gestern Nacht habe er noch einmal nachgelesen, was die Fachliteratur über die Ungerechtigkeiten sagt, die entstünden, wenn die eine Prozesspartei reich und vermögend, die andere aber arm und in ihren Möglichkeiten eingeschränkt sei. Richard Rampton verzieht das Gesicht, wie so oft, wenn er sich erhebt, und zitiert ein französisches Sprichwort: «Diese Tiere sind wahrlich frech –

sie wehren sich, wenn man sie angreift.» Irving schiesst zurück: «Das kann hier genauso umgekehrt gelten.» – «Das ist jetzt genug», sagt Richter Gray freundlich.

Der Dienstag in Woche drei sieht den ersten Gutachter, den ersten *expert witness* der Verteidigung. Es ist der Niederländer Robert Jan van Pelt, Professor an der Universität von Waterloo in Kanada. Seit Wochen spricht Irving privat von wenig anderem als von den «angeblichen Gaskammern» von Auschwitz und vom Gutachten van Pelts. Er hat sich umfassend vorbereitet, aber vielleicht ist es dennoch ein Zeichen der Unsicherheit, dass er sich plötzlich gar so darüber beschwert, dass van Pelt jetzt schon aussagen soll und nicht erst Wochen später. Der Richter ist, zu Recht, verwirrt. Er sei davon ausgegangen, dass sich die Parteien über die Abfolge der Gutachter geeinigt hätten. Wenn der Zeitplan Irving nicht passe, warum habe er das nicht früher gesagt? «Ich verstehe, dass es nun zu spät ist», lenkt Irving ein und weist zum dritten Mal darauf hin, dass er sich benachteiligt fühlt. Vielleicht baut er hier bloss gut revisionistisch für die Nachwelt vor: ‚Man hat mich gezwungen, mit van Pelt zu beginnen, und ich habe eben eingelenkt, um den Richter nicht zu verstimmen. Dabei war ich noch gar nicht vorbereitet.‘

Van Pelt hat seine eigene Bibel mitgebracht. Der Richter gestattet ihm «selbstverständlich», auf das Familienerbstück zu schwören: «Das ist bestimmt eine holländisch-protestantische Bibel?», fragt Gray freundlich. «Nein, eine deutsch-jüdische», erwidert van Pelt.

Als erstes lobt dann der Kreuzverhörer Irving überschwänglich van Pelts Buch über Auschwitz. Er habe es gefesselt von der ersten bis zur letzten Seite gelesen – das ist

wahrlich ein Kompliment für einen, der sonst stolz von sich sagt, dass er die Fachliteratur meidet wie der Teufel das Weihwasser. Natürlich, schränkt er ein, «wirft das Buch einige Fragen auf».

Doch dann beginnt er stattdessen mit van Pelts Qualifikation. Er hat sich sogar die Mühe gemacht, den Namen der staatlichen niederländischen Architektenvereinigung herauszufinden, und entschuldigt sich für seine Aussprache. Nein, gibt van Pelt ohne Weiteres zu, er sei kein Architekt, habe Architektur nicht studiert, gehöre daher auch nicht dem Niederländischen Architektenbund an, er sei vielmehr Professor für Kulturwissenschaften und unterrichte als solcher an einer Fakultät für Architekten. Deshalb müsse er dort formal den Titel «Professor für Architektur» führen. «Sie sind also genauso wenig ein Architekt wie Leuchter ein Ingenieur ist», kommt Irving genüsslich zu seinem Punkt: «Wenn man mich einen Pseudo-Historiker nennt, sind Sie demnach ein Pseudo-Architekt?» – «Zumindest habe ich nie behauptet, ein Architekt zu sein», gibt van Pelt zurück.

Ja, Irving hat sich vorbereitet. Obwohl er, wie hier jeder weiss, noch nie in Auschwitz war, stellt er die detailliertesten Fragen. Wer es bisher nicht nötig fand, darüber nachzudenken, erfährt nun, dass auch in Auschwitz Müll verbrannt wurde, und zwar nur in einem Ofen von Krematorium III. Man erfährt, dass Körper nicht einfach zu Asche verbrennen, sondern dass, wie Irving es formuliert, «Knochenklumpen» Zurückbleiben. «Hat die SS Knochenmühlen gehabt?», fragt Irving. Nein? Was wurde dann damit gemacht? – «Die Sonderkommandos haben es mit hölzernen und metallenen Gerätschaften eingestampft.»

Und was sei mit diesem Brei geschehen? Könnte es nicht

sein, dass es das sei, was nun im «Aschenfeld» aufgefunden wurde? Kurz zuvor hatte Irving die Existenz des «Aschenfelds»⁴⁸ noch überhaupt angezweifelt. Er behauptete, es wäre auf den Luftaufnahmen von Birkenau nicht zu sehen. Van Pelt entgegnete ihm, dass seiner Meinung nach die Luftaufnahmen diesbezüglich noch nicht richtig analysiert worden seien: «Wenn Sie aber dahin gehen, sehen Sie genau die Spuren davon. Ich selbst habe Überreste aufgehoben.» «Was für Überreste?», fragt Irving. «Verbrannter Körper», sagt van Pelt. «Verbrannter Körper?», fragt Irving. «Ich habe dort Stücke angekohlter Menschenknochen gefunden», sagt van Pelt widerstrebend.

Was die Aschenreste aus den Krematorien betrifft, erklärt van Pelt, sei es höchst unwahrscheinlich, dass sie mit dem Aschenfeld in Zusammenhang stünden. Erstens seien die Krematorien sehr weit davon entfernt gewesen, zweitens habe sich Stacheldraht dazwischen befunden, drittens ein Graben. Es wäre zu kompliziert gewesen, die Asche von da nach dort zu transportieren. «Was also ist damit geschehen?», fragt Irving. Auch van Pelt hat sich auf sein Verhör vorbereitet. Er bemüht sich, bis ins Detail präzise zu sein. Normalerweise, sagt er, wären die Aschen- und Knochenreste von einem Lastwagen abgeholt und in die nahe gelegene Weichsel gekippt worden. Mit zwei Ausnahmen: Erstens sei während der so genannten «ungarischen Aktion» der Lastwagen zusammengebrochen, und die Asche sei in einem Teich entsorgt worden. Zweitens habe man sie im Winter manchmal dazu verwendet, die vereisten Wege in Birkenau begehbar zu machen. «Woher haben Sie denn dieses reisserische Detail?», fragt Irving angewidert. Es stammt aus einem Augenzeugenbericht, sagt van Pelt, aus einer Zeugenaussage aus dem Eichmann-Prozess.

In diesem Stil geht es weiter, einen ganzen langen Gerichtstag lang. Immer wieder fragt Irving, «welche Beweise haben Sie dafür?», bloss um dann zynisch zu nicken, wenn van Pelt «Zeugenaussagen» sagt. Irgendwann beginnt van Pelt, auf Irvings Spiel einzugehen. «Welche Beweise haben Sie dafür?», fragt Irving, und van Pelt sagt militärisch knapp: «Zeugenaussage. Keine deutschen Dokumente.»

Irving beisst sich dann eine Weile an den Sonderkommandos fest, jenen Insassen der Konzentrationslager, die dazu abkommandiert waren, die Gaskammern zu bedienen. Die Sonderkommandos überwachten das Auskleiden der Opfer, sie achteten darauf, dass sie ihre Schuhe säuberlich an den Schnürsenkeln zusammenbanden – «sonst hätte man in Deutschland nicht viel Freude mit den Schuhen gehabt», sagt van Pelt –, sie räumten anschliessend die Gaskammern aus und verbrannten die Leichen. Nach einer Weile in diesem Dienst wurden sie selbst ins Gas geschickt. Die Aussagen jener Handvoll Sonderkommando-Mitglieder, die überlebt haben, sind daher unvergleichlich wertvoll für unser Wissen, was in den Krematorien geschah. Irvings schizophrener Ansatz, den er im Gerichtssaal zu suggerieren suchte, ist der, dass die Sonderkommando-Männer einerseits wegen ihrer «schandbaren Kollaboration mit den Nazis» automatisch verurteilt werden, andererseits wegen ihrer schrecklichen Erlebnisse zu tiefst traumatisiert seien, so sehr, dass jedenfalls kein Wort an ihren Berichten stimmen könnte. Er meint damit also: Sie sind traumatisiert von etwas, das nicht stattgefunden hat, und beschämt über ihre Kollaboration daran. Als van Pelt übrigens von den Schuhen und den Schnürsenkeln sprach, fragte Irving wieder rhetorisch: «Beruht auf Augenzeugen-Berichten, neh-

me ich an?» «Ja», sagte van Pelt mit dem gleichen Sarkasmus, «wir sind leider nicht im Besitz schriftlicher Richtlinien der Deutschen über die präzisen Verantwortlichkeiten der Sonderkommandos. «

26. Januar 2000

Es gibt nichts, was Leute wie Irving nicht schon nachgerechnet hätten. Doch Zweifel ist eine Sache, Taubheit gegenüber vernünftigen Erklärungen eine andere. Irvings Glauben ist nur dann unerschütterlich, wenn er harmlose Erklärungen gefunden zu haben glaubt, die nichts mit der «Hasspropaganda» zu tun haben, wie sein Freund Zündel die Sache mit den Gaskammern gerne nennt. 1942, im Juli, besuchte Heinrich Himmler Auschwitz. Nach diesem Besuch wurden die Verbrennungskapazitäten entscheidend ausgebaut und neue Krematorien errichtet. Weil von nun an auch Auschwitz in das Vernichtungsprogramm der «Endlösung» eingegliedert werden sollte, sagen die Tatsachen⁴⁹. Weil in Auschwitz der Typhus die Menschen wie die Fliegen sterben liess, sagen die Holocaust-Leugner. Dabei bestreitet niemand die Typhus-Epidemie. Am äussersten Höhepunkt der Seuche, kurz bevor Himmler kam, war ein Drittel der Menschen des damals noch nicht voll ausgebauten Lagers daran gestorben. Doch was die Nazis nun plötzlich an Verbrennungsanlagen dazubauten, genügte, um innerhalb eines Monats *vier Fünftel jener* Gesamtzahl an Häftlingen zu beseitigen, für die das Lager in seiner endgültigen Form geplant war. «120'000 Menschen», höhnt Irving, «also, damit wir eine Ahnung davon bekommen, wie viel das ist: vier Mal das Wembley-Stadion oder 12 Millionen Tonnen Leichen.» – «Ich rechne nicht in Tonnen oder mit dem Wembley-Stadion», sagt van Pelt. – «Dann rechnen Sie

es selbst aus», schnauzt Irving: «Ein Mensch wiegt 100 Kilo, nicht wahr?»

«Ich glaube nicht, dass man in Auschwitz lange 100 Kilo gewogen hat», sagt van Pelt. – «Also gut, dann sagen wir, zwölf Menschen pro Tonne», sagt Irving, «wenn man 30 Kilo Kohle braucht, um einen menschlichen Körper zu verbrennen, dann reden wir hier über Lastwagen, ja Schiffe voll mit Kohle, und es gibt keinen Hinweis auf diese Berge von Kohlen auf den Luftaufnahmen!» – «Ist das eine Frage?», fragt van Pelt. – «Bestätigen Sie», fragt Irving, «dass man ein ernstes logistisches Problem damit hat, 120'000 Körper pro Monat zu beseitigen?»

«Ja», sagt van Pelt, «während der ungarischen Aktion gab es in Auschwitz ein logistisches Problem. Die Probleme waren so gross, dass man wieder zusätzlich Verbrennungsgruben einführen musste. Doch die Krematorien, so viel kann man sagen, haben ihre Aufgabe so gut sie konnten erfüllt.» Er erklärt ihm die Sache dann in Ruhe. Um einen kalten Ofen anzuheizen, braucht man sehr viel Brennmaterial, noch viel mehr als dreissig Kilo. Wenn der Ofen dann in Betrieb ist und ihm Leichen zugeführt werden, deren Fett ja auch brennt⁵⁰, wird nur noch so viel Brennstoff benötigt, um das Feuer in Gang zu halten. Je länger die Öfen rund um die Uhr am Laufen bleiben, desto weniger Brennstoff wird insgesamt verbraucht. Van Pelt stützt sich dabei auf zwei Dokumente aus Auschwitz, eines über die Verbrennungsleistungen der Öfen, ein zweites, in dem doch wahrhaftig ein Ingenieur der Bauleitung säuberlich ausgerechnet hat, wie viel Kohle pro Krematorium gebraucht wird. «Wir könnten das also für Kohle per Leiche ausrechnen, was wahrlich keine erfreuliche Kalkulation ist», sagt van Pelt, «und dann kommen wir auf ein Minimum von dreieinhalb Kilo pro

Körper.» «Was», ruft Irving, «Sie wollen also wahrhaftig, allen Ernstes, sagen, dass man eine Leiche mit so viel Kohle verbrennen kann, wie in diese Wasserflasche passt?»

Doch all das waren letztlich bloss die Präliminarien für die «Falle», die Irving schon einen Tag lang immer wieder in Aussicht gestellt hat. Er ist wie ein kleines Kind, wenn es darum geht, die eigene Schlaueit auch noch mit Getöse anzukündigen. «Wann lassen Sie Ihre Falle nun zuschnappen?», hat sich der Richter bereits angelegentlich erkundigt und jede Ironie dabei hochprofessionell verborgen, «nach dem Mittagessen, my lord», hat Irving ganz ernsthaft erwidert.

Irvings «Falle» sind die fehlenden Löcher, das jüngste Lieblingsargument der Holocaust-Leugner. Die Gaskammern in den Krematorien II und III in Auschwitz-Birkenau lagen unterirdisch. Aus den Aussagen der Männer der Sonderkommandos weiss man, dass die Dosen mit dem Zyklon-B von SS-Männern durch vier Öffnungen im Dach eingeworfen wurden. Doch die Dosen fielen nicht einfach in den Raum, sondern wurden innerhalb einer Röhre aus Maschendraht hintergelassen und wieder herausgezogen. Im November 1944 zerstörten die Nazis ihre Vergasungsanlagen; die Russen rückten näher. Sie entfernten alle Hinweise auf ihre Taten, wie etwa diese Maschendrahtsäulen, und sprengten die Krematorien. Das Dach der Gaskammer von Krematorium II brach zusammen, bloss eine Trägersäule blieb stehen⁵¹. Wo genau die Einlasslöcher für die Gasdosen waren, lässt sich anhand der völlig zerstörten Betondecke heute nicht mehr sagen. Das genügt Leugnern wie David Irving, die Tatsache der Gaskammern als Ganzes zu bestreiten. Keine Aussagen der Sonder-

kommandos, keine Nazigeständnisse, keine Blaupausen, keine Korrespondenz, in der die «Vergasungskeller» sogar irrtümlich erwähnt werden – nichts genügt ihnen als Beweis. «Zeigen Sie mir die Löcher, und ich lasse die Klage sofort fallen», rief David Irving ein ums andere Mal in den Gerichtssaal. Würde man ihm die Löcher in der Decke zeigen können, hätte er in der nächsten Sekunde etwas anderes, um dieses Menschheitsverbrechen, für das es keine Worte gibt, zu bestreiten. Auschwitz-Leugner haben etwas Pathologisches, daran ist auch kein Zweifel.

31. Januar 2000

In der vergangenen Woche hat David Irving den Auschwitz-Experten Robert Jan van Pelt im Kreuzverhör gehabt. In der vergangenen Woche hat van Pelt Tag für Tag auf der Basis seines 438 Seiten langen Gutachtens, mit Hilfe von poster-grossen Ruinenfotos, Konstruktionsblaupausen, Dias sowie den Aussagen der Überlebenden und jenen der Mörder wieder und wieder bewiesen, dass es, ja, Gaskammern in Auschwitz gegeben hat. Dass dort, ja, «ohne jeden vernünftigen Zweifel» 900'000 bis eine Million Juden «systematisch» umgebracht worden sind. In der vergangenen Woche ist David Irving trotzdem jeden Abend hoch erhobenen Hauptes vom Gericht nach Hause gegangen und hat sein triumphierendes Tagebuch fortgeschrieben. Anschliessend hat er es elektronisch um die Welt gesandt, an seine Fans und an die, die es noch werden sollen: Böse Schläge habe er van Pelt versetzt, ihn zerstört, unglaublich gemacht, dabei den Richter deutlich für sich eingenommen, die Journalisten seien aufgesprungen und zu den Telefonen geeilt, die jüdischen Prozessbeobachter hätten grau ausgesehen, und so weiter und so fort.

Zu Beginn der neuen Woche präsentierte er nun einen seiner eigenen Zeugen. Der Herr hiess Kevin MacDonald und ist Professor der Psychologie an der Universität von Longbeach in Kalifornien, die nicht zu den führenden Universitäten der Vereinigten Staaten gehört. Er ist «Biobehaviorist», auf die «Evolution menschlichen Verhaltens» spezialisiert, insbesondere auf die von klar definierten Gruppen. Unter den Gruppen interessieren ihn die Juden besonders, etwa ihre als Gruppe entwickelten Strategien, ihre Feinde zu bekämpfen. Erwartungsgemäss machte er David Irving als Zentrum einer jüdischen Verschwörung aus, was sich schon daran zeige, mit wem Deborah Lipstadt korrespondierte, als sie «Denying the Holocaust» schrieb: Nämlich mit dem Yad Vashem, mit dem Simon-Wiesenthal-Center, mit der Anti Defamation League. Yehuda Bauer habe Frau Lipstadt nach Lektüre einer ersten Fassung brieflich sogar den Rat gegeben, «den Irving-Teil noch etwas aufzufetten».

So absurd das alles ist, ist MacDonalds schriftlicher Bericht an das Gericht doch ein unangenehmes Papier. In emotionslosem Gelehrtenduktus sind da Details zusammengerührt, die zwar nicht die These von der allumfassenden Verschwörung stützen, aber doch ernst zu nehmende Einwände gegen Lipstadt und manche ihrer Mitstreiter vorbringen. MacDonald zitiert die bekannte Geschichte von Noam Chomsky, dem die über ihn von der Anti Defamation League zusammengestellte Akte zugespielt wurde: Sie soll einem FBI-Bericht verblüffend geähnelt haben. Er zitiert aus der Kolumne, die Lipstadt eine Zeit lang für den «Jewish Spectator» schrieb und wo sie sich strikt gegen Mischehen aussprach. Sie lobte an dieser Stelle einen Rabbi, der Eltern darin bestärkte, ihren Kindern

täglich einzuhämmern: «Ich erwarte von dir, dass du einen Juden heiratest.» Menschen wie Lipstadt, argumentiert MacDonald, die als «politisches Dogma» den Holocaust als «einzigartig» betrachtet haben wollen, trügen dazu bei, dass er aus der Sphäre wissenschaftlicher Forschung in eine der religiösen Unanfechtbarkeit überführt werde.

Don Guttenplan, ein amerikanischer Journalist in London, rief in seinem viel gerühmten Artikel für «Atlantic Monthly» weiter Zurückliegendes in Erinnerung: Die Anti Defamation League hatte nach Erscheinen von Hannah Arendts Bericht «Eichmann in Jerusalem» das Buch als «böse» verdammt und Hannah Arendt vorgeworfen, Eichmann zu verteidigen. Raul Hilberg, der in seinem Standardwerk «Die Vernichtung der europäischen Juden» als erster schmerzhaft auf die Kooperation von Juden mit den Nazis hingewiesen hatte, wurde 1968 von offizieller Seite von den Yad Vashem-Archiven ausgeschlossen. Man kann Guttenplan beinahe seufzen hören, wenn er T.S. Eliot zitiert: «Es sind eben nicht nur Antisemiten, die, mit T.S. Eliots berüchtigten Worten, ‚eine grosse Zahl freidenkender Juden nicht wünschenswert‘ finden.»

Was den Holocaust betrifft, gibt es bei vielen, Juden wie Nichtjuden, ein ungesundes Streben nach dogmatischer Wahrheit, nach sakralisiertem Umgang. Wer sich dem verweigert, wird von manchen schnell mit der Antisemitismus-Keule niedergeschlagen. Doch wird er dafür andererseits von Irving und seinesgleichen sofort zu Tode umarmt, und das ist noch immer ein Stück unangenehm. Wer sich wie Guttenplan mehr Gedanken über David Irving macht, anstatt bloss die hier eingeklagten, moralisch einwandfreien Schlagworte vom «Lügner» und «Holocaust-Leugner» nachzubeten, wird von Irving schon beinahe als Gefolgschaft betrachtet. Artikel

wie der von Guttenplan scheinen postwendend als Quellenangabe in Gutachten wie demjenigen von MacDonald auf jedes halbwegs neutrale Wort in einem Zeitungsartikel über Irving wird auf seiner Web-Site an besonders prominenter Stelle platziert. Manchmal wünscht man sich erschöpft, die Welt wäre einfacher, sie wäre wirklich so schwarz oder so weiss, so Loch oder kein Loch, wie David Irving sie sieht.

Als MacDonald gegangen ist, ertrinkt der Prozess aufs Neue in der Dokumentenflut. Irving steht wieder im Kreuzverhör. Jede Frage, jede Antwort brauchen unerträglich lange Zeit, weil erst der Richter und Irving ihre dickleibigen Akten bekommen müssen, sich darüber beugen, suchen, nicht finden, keine Übersetzung haben. Alle Original-Dokumente sind ja deutsch. In einem Aufwallen von Ungeduld bittet der Richter, für die wichtigsten Dokumente Übersetzungen anfertigen zu lassen, es sei sonst alles «ausserordentlich mühsam». Doch selbst wenn es eine Übersetzung gibt, zweifelt Irving sie rituell an, bisher allerdings erst in einem Fall zu Recht: Richard Evans hat offenbar «die Juden müssen dran glauben» mit «the Jews have to believe it» übersetzt.

Sind alle diese Schwierigkeiten erst einmal überwunden, haben alle die richtige Seite gefunden und sich auf eine englische Bedeutung geeinigt, kriegt Rampton doch nur wieder eine der vier Haupt- und Lieblingsantworten von David Irving: «Das ist vierzehn Jahre her – ich weiss nicht mehr, warum ich das so interpretiert habe.» Oder: «Wenn Sie Bücher schreiben würden, wüssten Sie, dass man immer etwas weglassen muss, sonst wird das ja alles zu dick.» Oder: «Damals habe ich nur aufgrund der vorhandenen Quellenlage arbeiten können, das

restliche Material war in Moskau.» Oder: «Ich will meine Leser fesseln und unterhalten, deshalb übersetze ich manchmal etwas freier, nicht so hölzern wie Ihre Experten.»

1. Februar 2000

Am 13. Tag wurde im Gerichtssaal wieder mit Leichen geschachert, bloss waren diesmal die Rollen anders verteilt. Es ging um «Der Untergang Dresdens», Irvings 1963 veröffentlichtes erstes Buch, das sofort zum Bestseller geworden war und ihm finanziell erlaubte, auf seinen Studienabschluss zu verzichten.

«Heute nennen Menschen ‚Dresden‘ im selben Atemzug wie ‚Auschwitz‘ oder ‚Hiroshima‘», sagte er jüngst stolz in einem Interview, «das ist mein bescheidener Beitrag.» Dem gehorchend, präsentiert er in seinen Büchern und Vorträgen falsche, allerdings durch die Jahrzehnte immer wieder veränderte Zahlen, um die Bombardierung von Dresden als Kriegsverbrechen Auschwitz ebenbürtig zu machen. Wo er bei Auschwitz abrundet, verleugnet, abzieht, da addiert, übertreibt, verdoppelt er im anderen Fall mit vollen Händen. Inzwischen gibt er zwar zu, dass sein in der Erstausgabe verwendetes Dokument, das von 200'000 bis 250'000 Toten in der Nacht vom 14. zum 15. Februar 1945 spricht, eine Fälschung war. Aber hier nimmt er es trotzdem nicht so genau.

Derselbe Mann, der noch vergangene Woche mit kalter Sturheit Beweise für die Löcher in der Decke der Gaskammern verlangt und keines der vorgebrachten Indizien akzeptiert, derselbe Mann, der die Kapazitäten der Krematorien als technisch unmöglich bezeichnet und den Kohlenverbrauch nachgerechnet hatte, erklärt nun lässig: «Alle Keller waren voll mit Asche», wenn es für zehntausende, in der Wirklich-

keit fehlende Dresdner Toten keinen anderen Nachweis gibt als seine eigene Zahl.

Seinen offen zutage liegenden Beweisnotstand füllt er auf das Erstaunlichste mit emotionalem Tremolo auf Er spricht vom «grössten Desaster der deutschen Geschichte», ruft, die Unterbrechungsversuche sowohl Ramptons als auch des Richters ignorierend, erregte Tiraden in den Saal, die mit dem Satz enden: «Lastwagenladungen voll von Schuhen hat man den Leichen ausgezogen, Lastwagenladungen voll!» Dann fällt ihm seine Brille zu Boden. Das kopierte Farbfoto, das er mit voyeuristischer Lüsterheit hochhält und nach allen Seiten zeigt, will dennoch keiner sehen. Es zeigt die Leichen, die in Dresden nach der Bombennacht verbrannt werden mussten und die dazu nach einem bestimmten System, wie Brennholz, übereinandergeschichtet wurden. Diese Technik des möglichst rückstandslosen Verbrennens toter Menschenkörper war übrigens im Vernichtungslager Chelmno vom SS-Kommando 1005 entwickelt und später auch in Dresden nach diesem Prinzip durchgeführt worden.

Richard Rampton, den Irving in all seiner pathetischen Aufregung zweimal «Mister Gray», also mit dem Namen des Richters nennt, hält es für nötig festzustellen, dass «keiner, der hier auf dieser Seite sitzt, es für eine grossartige Sache hält, dass zehntausende unschuldige Deutsche in jener Nacht zu Tode geröstet wurden. Aber: unser Interesse hier beschränkt sich nur auf Ihren riesigen Appetit, alles zu verdrehen und aufzublasen.»

«Heute ist es nicht so gut gelaufen», sagt Irving am Ende von Tag dreizehn, und hat damit Recht. Zwar hat er alles versucht, um aus Rampton den herzlosen Bösewicht zu machen, den er sonst selbst gibt («Nur 35'000 Tote sagen Sie, Mister

Rampton? *Nur?* – Das nenne ich eine charmante Formulierung»), aber seine unhaltbare Position war allzu offenbar. «Wie viele Leichen, schätzen Sie, wurden nach der Bombennacht in Dresden verbrannt?» fragte Rampton.

«Eine ungeheure Zahl», sagt Irving. «Wie viele?», fragt Rampton. «Eine ungeheure Zahl», wiederholt Irving. «Das ist keine Antwort», sagt Rampton. – «350'000 wurden obdachlos!» – «Ich fragte nach den verbrannten Leichen!» – «Ich habe diese Sache drei Jahre lang recherchiert!», sprudelt es da wieder aus dem schon prinzipiell eitlen und heute so sehr zu Pathos aufgelegten Irving heraus, «ich war in Dresden! Ich war nicht in Auschwitz, aber ich war in Dresden, und dort steht im Zentrum ein Denkmal, das spricht von einer Zahl, die keiner kennt!» «Vielen Dank, Mister Irving», sagt Richard Rampton. «Noch eine letzte Frage: In der jüngsten Auflage Ihres Buches haben Sie die Zahl der Opfer mit 60'000 bis 100'000 angegeben. Das haben Sie doch einfach erfunden!» «Ich schreibe 60'000 bis 100'000», antwortet Irving ohne jede weitere Begründung, «auf meiner Web-Site erwähne ich aber, dass diese Zahl umstritten ist.»

3. Februar 2000

In der U-Bahn auf dem Weg nach Hause hat der Journalist des «Independent» seinen Taschenrechner herausgenommen und nachgerechnet. Zu unbehaglich war ihm zuvor geworden, als David Irving im Gerichtssaal seine und seiner Anhänger zweite Lieblingstheorie vom «Flaschenhals» vorgetragen hatte. Als «Flaschenhals» wird der Aufzug bezeichnet, der die unterirdische Gaskammer im Krematorium II in Auschwitz-Birkenau mit dem Raum verband, in dem die Verbrennungs-

öfen standen. Nur zwei, drei Leichen, argumentiert Irving, hätten in diesen Aufzug gepasst, daher sei es eine Frage von Tagen, bis 2'000 Vergaste von unten hinauftransportiert werden konnten – ergo kann es nicht geschehen sein.

Zur Psyche der selbst ernannten Revisionisten gehört es, sich an Details festzubeissen, die sie, wenn nicht als unmöglich, so doch als unwahrscheinlich bezeichnen und damit automatisch das Ganze vom Tisch wischen. Gibt es keinen Führerbefehl zur «Endlösung», hat Hitler folglich die «Endlösung» nicht gewollt, sagen die gemässigten wie Irving, die immerhin Massenerschiessungen «zugeben». Die Radikalsten leugnen den millionenfachen Massenmord als Ganzes, aber sie halten sich andererseits mit historischen Details auch gar nicht auf. Kann man die Löcher im Dach von Krematorium II, durch die das Zyklon-B eingefüllt wurde, heute nicht mehr nachweisen, dann wurde dort auch niemand vergast, sagen sie alle, sagt Irving am lautesten. Auf einem Foto, das die Amerikaner während des Krieges aus der Luft angefertigt haben, sind diese Löcher als dunkle Punkte zu erkennen, aber David Irving, dem man im Gerichtssaal diese Fotos zeigt, sieht dort naturgemäss nichts, und wenn da etwas wäre, haben es die Alliierten hineingefälscht.⁵²

Bei der Frage des «Flaschenhalses» schien Robert Jan van Pelt die Geduld zu verlieren. Er schlug Irving vor, sich auszumalen, dass im Gerichtssaal Feuer ausbräche. Alle würden gleichzeitig flüchten wollen, und die Eingangstür würde zum Flaschenhals. Solange aber nach Ende des Verhandlungstages alle gesittet hinausgingen, wäre es kein Flaschenhals. Genauso in Birkenau: Solange die Verbrennungsöfen nicht mehr

Leichen auf einmal verbrennen konnten, hatte es keinen Sinn, alle Leichen gleichzeitig zu den Öfen zu bringen. «Hatte der Aufzug Türen?», fragte Irving angeregt. «Nein», sagte ihm van Pelt, «das war bloss eine Ladefläche.» – «Das macht es ja noch schlimmer», rief Irving aus, «da würden sich ja die Körper im Liftschacht verkeilen, wenn sie sie zu hoch gestapelt hätten!»

Wie viele Leichen passten auf die Ladefläche? Wie lange brauchten die Sonderkommandos mit Laden und Entladen? Wie lange brauchte der Lift? Für wie viel Kilogramm war der Lift überhaupt zugelassen? Irving will alles ganz genau wissen.

Zwanzig bis fünfundzwanzig Leichen. Ein paar Minuten. Höchstens eine Minute. Für 750 Kilogramm, doch wurde seine Tragkraft auf 1'500 verdoppelt. Doch als Irving van Pelt auffordert, doch mal «eine schnelle Überschlagsrechnung» durchzuführen, hat der Gutachter genug. «Ich führe hier keine Überschlagsrechnungen durch», sagt er, «ich bin leicht angeekelt.»

Das hielt Irving wiederum für einen Sieg. Und das eben brachte den «Independent»-Berichterstatter zum Nachrechnen, als er später in der U-Bahn sass. Er teilte seine ungefähren Berechnungen seinen Lesern mit: 25 Leichen pro Liftfahrt, die insgesamt, mit Be- und Entladen, zehn Minuten dauert, das macht 150 pro Stunde, 3'600 pro Tag, im Jahr mehr als 1,3 Millionen: «Gott sei Dank», schrieb er, «die Rechnung geht auf.»

Nachdem van Pelt aus dem Zeugenstand entlassen worden war, hielt er einen Vortrag am Royal Holloway College, das zur London University gehört. Er wurde dort gefragt, ob Leugner wie Irving inzwischen nicht zu sehr die Richtung der Forschung diktierten. Prinzipiell verneinte das van Pelt. Doch nachdem er eine Woche lang im Zeugenstand Irvings Fragen

ausgesetzt gewesen sei, sagte er, hätte er sich «als Historiker missbraucht» gefühlt.

4. Februar 2000

Auch wenn wir alle zu wissen meinen, was Antisemitismus und Rassismus sind, ist das vor Gericht nicht leicht zu definieren. Wenn etwa David Irving in seinem Tagebuch grübelnd der Frage nachhängt, warum die Juden den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung einfach nicht begriffen, wo doch die Zahlungsforderungen an die Schweizer Banken den Antisemitismus so deutlich gefördert hätten – kann das schon als Antisemitismus gelten, oder ist das bloss jene Meinungsfreiheit, auf die die Briten so viel halten? Wenn Irving unter johlendem Gelächter seiner Anhänger Gemeinheiten über das Aussehen Simon Wiesenthals sagt, ist das schon Antisemitismus in einer Tragweite, die den Richter überzeugt? Oder kann man, wie Irving, der Meinung sein, dass Wiesenthal «einfach ein objektiv nicht sehr gut aussehender Mensch ist, und keiner würde sich über meine Bemerkungen aufregen, wenn er nicht zufällig Jude wäre»? Als Irvings Tochter Jessica noch ein Kleinkind war, pflegte ihr Vater, zum Entsetzen immerhin ihrer Mutter, ihr folgendes selbstgedichtetes Lied vorzusingen: «I am a Baby-Aryan / no Jewish or Sectarian / I have no plans to marry an / Ape or Rastafarian.»

Niemand weiss, was der Richter darüber denkt. Justice Charles Gray sagt nicht viel, verzieht keine Miene, sitzt nur da, unter seiner Perücke, mit seiner roten Schärpe und den Ärmelschonern aus Hermelin und lauscht. Er lässt Rampton und Irving sich ineinander verkeilen und auf Winzigkeiten herumreiten, beinahe solange sie wollen. Erst nach relativ langer Zeit unterbricht er und sagt: «Danke, ich habe beide Positio-

nen verstanden.» So sind die Spielregeln hier. Es muss so lange gestritten werden, bis der Richter aus all dem Gerede die Linie destilliert hat, an der sich die Meinungen scheiden. Das ist auch schwierig deshalb, weil Irving oft nicht direkt, sondern auf Umwegen antwortet.

Er bestreitet etwa keineswegs, dass seinem Geschmack nach zu viel Farbige im Land seien. Doch trauere er bloss dem «alten England» nach, mit seinen Werten und Regeln, dem Land, «das mein Vater mir hinterlassen hat» – jener Vater also, den er kaum je gesehen hat. Er träume davon, nach Heathrow zu fahren, eine Boeing 747 zu besteigen und zurückzufliegen in dieses alte England von früher. Und er «bedauert», dass die besten Cricket-Spieler heutzutage Farbige seien, aber die Schwarzen seien nun einmal die besseren Athleten. «Bedauern Sie das, weil diese Cricketspieler eine andere Hautfarbe haben?», stellt der Richter eine seiner seltenen Verständnisfragen. «Lassen Sie es mich so sagen», antwortet Irving, «ich bedauere, dass wir keine besseren englischen Cricketspieler haben.» Doch dass er es «erniedrigend» findet, wenn in Heathrow ein pakistanischer *immigration-officer* seinen Pass kontrolliert, gibt er später unumwunden zu. «Warum erniedrigend?», fragt der Richter. «Weil er weniger Recht dazu hat als ein Engländer», sagt Irving schroff.

«Er ist wahrscheinlich hier geboren», ruft Richard Rampton: «Wann sind eigentlich die Irvings nach England gekommen?» – «Mit Robert the Bruce», sagt Irving, der so gern ein Historiker sein möchte, selbstzufrieden. «Robert the Bruce?», ruft Rampton, «ein Normanne? Ein Franzose! Ein pestiger Ausländer also!» – «Was soll das heissen?», fragt Irving, eine

Sekunde lang irritiert, «wie weit soll man denn zurückgehen?» «Ganz genau», sagt Rampton zufrieden, «da haben wir es.»

Dann geht es noch ein Weilchen um eine Mrs. Altmann, von der Irving in seinen Vorträgen gern sagt, die Tätowierung ihres Unterarms sei jedenfalls bestimmt «Original-Tinte». Er habe damit nur gemeint, dass manche Holocaust-Überlebenden aus ihrem Schicksal Unsummen schlügen, erklärt er nun dem Richter mit kreidesanfter Stimme, seine implizierte Unterstellung, dass Juden ihre Arme im Nachhinein tätowiert hätten, dabei ungestraft umschiffend. Diejenigen aber, die wirklich gelitten hätten, seien nun mal gestorben und hätten deshalb keinen Nickel gesehen. «Vielen Dank», sagt der wortkarge Richter Gray am Ende des Verhandlungstags zu David Irving, «Sie haben Ihren Standpunkt sehr präzise klar gemacht.»

7. Februar 2000

Von den vier Zeugen, die David Irving dem Gericht bisher präsentiert hat, kamen zwei wider Willen und nur, weil das Gesetz sie zwingt. Der Militärhistoriker John Keegan, der für seine wissenschaftlichen Leistungen zum Ritter geschlagen und mit einem «Sir» geadelt wurde, ist von Alter und Krankheit so gebeugt, dass er die Krawatte in Nabelhöhe am Hemd festgesteckt hat. Doch muss er in Irvings Reputations-Mannschaft mitspielen. Seiner Aussage schickte er folgende kühle Worte voraus: «Ich möchte feststellen, dass ich nie mit Ihnen gesprochen und Sie noch nie zuvor gesehen habe.» Keegan hat Irvings «Hitlers Krieg» über das Wochenende noch einmal «sehr sorgfältig» gelesen. Der Dienst, den er dem Kläger mit seiner bloss 15-minütigen Stellungnahme erwies, konnte dabei höchstens zur Hälfte in Irvings Interesse sein: Zwar

bleibt Sir John dabei, «Hitlers Krieg» «zu bewundern und Anfängern zu empfehlen», weil es als erstes die militärischen Entscheidungsabläufe auf Seiten der Nazis intensiv beleuchtet habe. Das bedeute aber keineswegs, fuhr Sir John fort, dass er ihm die Theorie abkaufe, wonach Hitler von der «Endlösung» nichts gewusst habe: «Ich denke weiterhin, dass diese Ihre Annahme pervers ist.»

Da war es wieder, das kleine Wort, um das im Gerichtssaal 73 schon so viel Aufhebens gemacht worden ist. Eingeführt hat es ursprünglich Irving selbst, der die Worte der Verteidigung, die gewöhnlich von «Fehlinterpretation» und «absichtlicher Verfälschung und Verdrehung» spricht, umstandslos in «pervers» zusammengefasst und zu seinem Lieblingswort erkoren hat. «Ist es also wirklich pervers von mir, wenn ich sage...», fragt er gern rhetorisch, fragt er auch die Zeugen. Von Donald Cameron Watt, der unter denselben unfreiwilligen Umständen aussagte wie nun Keegan, bekam er vor drei Wochen eine für ihn sehr zufriedenstellende Antwort, als Watt seufzte, dass er in der Geschichtswissenschaft schon Perverseres gesehen habe.

Doch Keegan schreckte vor dem bösen Wort nicht zurück. Er ging sogar noch weiter und bescheinigte Irving einen «Mangel an moralischer Sichtweise». Irving sagte «very well». Er scheint solche Bemerkungen geradezu zu überhören, wenn vorher nur sein Buch als «hervorragend» und «wichtig» gelobt worden ist. Die typisch Irvingsche Beweisführung funktioniert im Positiven wie im Negativen gleich: Wenn man ihm ein Stückchen Recht gibt, fühlt er sich schon im Besitz der ganzen Wahrheit. John Keegan findet etwas Gutes an meinen Büchern – ich habe bewiesen, ein anerkannter Historiker zu sein. Umgekehrt: Van Pelt gibt zu, dass die Zyklon-B-Einfüll-

löcher im Dach von Krematorium II heute nicht mehr zu finden sind – ich habe Recht, es hat sie nie gegeben. Differenzieren ist seine grosse Stärke nicht. Es ist schon so, wie Richard Rampton sagt: Mit ehernen Scheuklappen stürzt Irving sich auf Details und setzt sie befriedigt in den Rahmen ein, den er selbst vorher fabriziert hat.

Danach ein grosser Mann mit breitem Brustkorb, unerschütterlicher Ruhe und amerikanischem Akzent: Als Gutachter der Verteidigung tritt Christopher Browning in den Zeugenstand. Die Gegenseite sieht an solchen Tagen aus wie eine Herde, die sich zum Ruhen niedergelassen hat: Die Aktenstapel sind abgebaut, Richard Ramptons Stehpult ist zur Seite geschoben. Die Frequenz der hin- und hergereichten gelben Zettel fällt beinahe auf Null. Die zahlreichen Helfer und Assistenten sitzen still. Alle drei Reihen Verteidigung hören nur zu. Das Wort hat David Irving in seiner zweiten Rolle als sein eigener Rechtsanwalt.

Christopher Brownings Auftritt war in London mit Spannung erwartet worden. Die Zuhörerbänke sind bis auf den letzten Platz besetzt. Eine strenge Lady, der Saal-Clerk, wacht darüber, dass keiner zuviel hereinkommt. Unbarmherzig vertreibt sie Unberechtigte von den Presse-Plätzen. Private Zuhörer stehen im Korridor stundenlang an. Nur wenn einer nach Hause geht, darf ein Nächster herein.

Trotzdem geschah einen Tag lang einfach nichts. Irving attackierte Browning nicht, er zerpflückte nicht dessen Gutachten, er stellte nicht einmal, wie bei van Pelt, dessen Fachkompetenz in Abrede. Er sagte freundlich «Guten Morgen, Professor Browning», bemerkte, dass er bisher «noch nicht das Vergnügen gehabt hatte, Sie kennen zu lernen», und begann dann ein Fachgespräch unter Kollegen, in dem bloss ein paar Mal der Richter auf der Strecke blieb.

Der kann schliesslich, anders als die beiden disputierenden Herren, kein Deutsch und weiss nicht immer gleich, von welchem Dokument die Rede ist. Ein einziges Mal kam es zu einer Missstimmigkeit, als Irving wieder einmal den Sprachwissenschaftler herauskehrte. Es ging um eine Bemerkung in Himmlers Dienstkalender, wo Hitler mit dem Befehl zitiert wird, es seien «die Juden als Partisanen auszurotten». Belobigt von seinem Verhörer, übersetzte Professor Browning «als» mit «as» und nicht mit «like», was ja, wie Irving zufrieden anmerkte, im Deutschen «wie» heissen müsste. Bei der folgenden Irvingschen Conclusio jedoch verlor selbst Christopher Browning ein wenig die Contenance. Irving will dieses «als» so verstanden wissen: «als die Partisanen, die sie sind». Will meinen: nur solche ausrotten, die Partisanen sind. Browning gab ihm zur Antwort: «Das ist schierste Fantasie, die ich nicht teile.»

Doch davon abgesehen, war dieser sechzehnte Tag, der erste der fünften Woche, verwirrend beschaulich. Was hat er vor, fragte man sich ratlos, worauf will er hinaus? David Irving hat auch bei seinen Gegnern zumindest einen Gerissenheits-Bonus. Obwohl er Professor Browning nur längstens einen weiteren Tag in Anspruch zu nehmen angekündigt hat, wird er von vielen Prozessbeobachtern noch irgendeiner komplizierten Strategie verdächtigt. Dass ihm bloss langsam die Luft ausgeht, will hier keiner glauben.

8. Februar 2000

Christopher Browning antwortet David Irving, dass er kein Agent Israels sei. Er setzt hinzu, ebenso wenig ein Agent Deutschlands oder anderer Länder zu sein: Da hätte er nämlich viel zu tun. Trotzdem sei es richtig, dass er, wie vom israelischen Yad Vashem, auch von anderen Ländern und Insti-

tutionen Stipendien, Forschungsgelder und Buchvorschüsse bekommen habe. «In der Holocaust-Forschung ist ziemlich viel Geld drin?», erkundigt sich Irving daraufhin leutselig. «Lange Zeit hätte es mehr sein können», antwortet Browning unerschütterlich: «Ich finde nicht, dass ich besonders gut gelebt habe.»

Tag zwei von Brownings Einvernahme war ein Stück spektakulärer als der erste Tag. David Irving hat zu seiner angriffslustigen Form zurückgefunden und im gehetzten Ton eines von der Blutschuld des Angeklagten längst überzeugten Staatsanwalts seine Fragen auf den Zeugen niederprasseln lassen. Dabei macht er oft den Eindruck, den Antworten gar nicht richtig zuzuhören, er unterbricht nach wenigen Worten, denn seine eigenen Fragen scheinen ihm wichtiger als alles, was darauf erwidert werden könnte. Er denkt, die Fragen sprächen schon für sich. Damit hat er sehr Recht.

Richter Charles Gray hat nun reichlich mit Ermahnungen zu tun. «Bitte lassen Sie den Professor doch ausreden», sagt er, «Mister Irving, halten Sie sich ein wenig zurück», oder: «All das finde ich jetzt nicht so wahnsinnig hilfreich.»

Doch wenn David Irving abends in Ruhe das Protokoll gelesen haben wird, wird er feststellen, dass er an diesem Tag für ihn überaus erstaunliche und lehrreiche Details aus dem Zeugen Browning herausbekommen hat. Browning hat etwa offen zugegeben, dass auch Historiker Fehler machen. Er hat bestätigt, dass es unter Zeithistorikern eine «heftige Diskussion» über viele Zahlen und Fakten des Dritten Reichs gibt. Er hat Irving sogar erzählt, dass es in Deutschland Historiker gibt, die insofern seiner Meinung sind, als es nie einen schriftlichen Befehl Hitlers zur «Endlösung» gegeben hat. Er nannte

dem Richter die Namen Martin Broszats und Hans Mommsens und bestätigte auf Irvings begierige Nachfrage, dass diese beiden, jawohl, sehr angesehene Wissenschaftler seien. Doch als Irving aggressiv behauptet, für solche Meinungen werde man in Deutschland doch eingesperrt, lächelt Browning nachsichtig: «Das ist doch Nonsens.»

Der arme Herr Irving kann das alles gar nicht wissen. Er liest keine Bücher, schon gar keine Fachliteratur, wie er in diesem Gerichtssaal schon mehrmals stolz zu Protokoll gegeben hat. Plötzlich verstrickt er Browning in ein Gedankenspiel, das den freundlichen Historiker unversehens zum Richter macht: Wenn noch niemand Broszat und Mommsen weder «Holocaust-Leugner» genannt noch einzusperren versucht hat, wenn auch solche keine Leugner seien, die ihre eigenen Bücher bei Zweitaufgabe revidieren wie selbst Raul Hilberg, wo würde man dann die Grenze zu den wahren Leugnern ziehen? «Wenn es ein kontinuierliches Muster der Verfälschung gibt», sagt Christopher Browning, «wenn dem Leser nicht geholfen, sondern wenn er irregeführt wird.» Wenn die «Fehler» und «Irrtümer» (solche hat Irving inzwischen in erstaunlicher Zahl zugegeben) immer in dieselbe Richtung hin begangen werden, in eine Richtung nämlich, die die These des Verfassers stützen und niemals die Gegenthese. «Vielen Dank», unterbricht der richtige Richter Brownings Ausführungen sanft, «aber das hier ist eigentlich meine Sache.» «Sie meinen also, Professor Browning», ergänzt Irving noch und will damit lustig sein, «wie ein Kellner, der falsch herausgibt, und es ist immer zu wenig.» Er bezieht sich dabei auf die Zahlen der Nazi-Opfer, die er bekanntlich mit Lust verringert.

Irving hat an diesem Tag trotzdem einen Punkt gemacht. Er hielt Browning die Erstfassung von dessen Gutachten vor, in

dem noch einige sehr unglaubwürdige Details aus dem Gerstein-Bericht enthalten waren. Kurt Gerstein war ein SS-Mann, der, wie er nach Kriegsende ein bisschen besser untermauern konnte als andere, innerlich zum Regimegegner geworden war. Er hatte die Lager in Treblinka und Belzec besucht und im Gefängnis in Frankreich dazu Notizen gemacht, bevor er dort Selbstmord verübte. Wie Browning dem Gericht erörterte, ist Gersteins Zeugnis, vorsichtig behandelt, durchaus von Wert. «Er ist verlässlicher als viele andere Augenzeugen», sagte Browning. Doch ist manches auch stark übertrieben, wie der 25 Meter hohe Berg von Schuhen, den Gerstein in Treblinka aufgeschichtet gesehen haben will. Trotzdem tauchten diese Details in Brownings Erstfassung auf. Peinlicherweise hat eine der beiden Anwaltskanzleien diese Erstfassung unberechtigt und voreilig an das Gericht und Irving herausgegeben. «Schreiben Sie Ihre Bücher in einem durch?» fragt der zum ersten Mal leicht verärgerte Browning. Irving grinst: «Mister Rampton würde jetzt sagen, dass Sie mir aus dem Zeugenstand keine Fragen stellen dürfen». «Also gut», sagt Browning. «Ich jedenfalls schreibe, wie jeder gewissenhafte Historiker, mehrere Fassungen meiner Aufsätze, und diese war nicht die endgültige.»

Die Gerstein-Sache verleiht David Irving wieder Auftrieb. Sie unterstützt seine simple These, dass Augenzeugen-Berichte unter keinen Umständen verwendet werden dürfen. Stammen sie von Juden, dann ohnehin nicht – Befangenheit ist das Mindeste, Geldgier nicht einmal das Übelste, was Irving ihnen unterstellt. Stammen sie von geständigen Nazis, dann besitzt Irving garantiert Hinweise, dass diese von den Alliierten auf das Übelste gefoltert worden waren. Über Adolf Eichmann berichtet Irving etwa, dass das Licht in seiner Jeru-

salemer Zelle niemals ausgeschaltet wurde: «So etwas versetzt einen doch in einen besonderen Geisteszustand, stimmen Sie mir nicht zu?», fragt er Browning, den er trotz allem mit Respekt und Zuvorkommenheit behandelt hat, ganz so, als würde er sich heftig wünschen, von ihm ein bisschen ernst genommen zu werden. «Nein, das tue ich nicht», sagt Browning und lächelt. Er erklärt David Irving geduldig, wie ein Lehrer dem Schüler, dass im Vergleich und in Abstimmung mit anderen Quellen man auch problematische Zeugenaussagen teilweise in Betracht ziehen kann. Doch so funktioniert Irvings Kopf schlicht nicht. Er ist der Meister des mitsamt dem Kinde ausgeschütteten Bades.

14. Februar 2000

Zeit vergeht im Gerichtssaal Nummer 73. Zuerst hatte der mächtige Saal-Clerk, eine gestrenge Dame in Schwarz, Herrin über die Sitzreihen, plötzlich kürzere Haare, von einem Tag auf den anderen. Dann kam der Kläger, David Irving, sichtlich vom Friseur. Eines Tages waren die feuerroten Locken Deborah Lipstadts, der Beklagten, beinahe unmerklich gestutzt. Und schliesslich wurde der schweigsamste und berühmteste ihrer drei Anwälte, Anthony Julius, recht rabiat geschoren. Der Gerichtsprozess um die Frage, ob David Irving ein Holocaust-Leugner ist und ob er mit diesem Terminus verleumdet wird, ist in die sechste Woche gegangen.

Der Richter, an dem man das Vergehen der Zeit nicht sehen kann, weil er um seiner höheren Stellung willen Perücke trägt, wurde nicht langsam, sondern abrupt ungeduldig. Jeden Tag wird das Geheimnis offenbarer, dass das Verfahren viel kürzer dauern wird als anberaumt. Anfang März soll es zu Ende sein,

und dem im Weg steht höchstens David Irving, der nicht aufhört, immer dieselben Fragen zu stellen. Die Leiter der Gedenkstätte in Auschwitz, die die Zahl auf ihrer Tafel von vier Millionen Ermordeten (kurz nach Kriegsende) inzwischen auf eineinhalb Millionen heruntersetzt haben – sind sie deshalb Holocaust-Leugner? Man hat Fragen dieser Natur schon zu oft gehört.

In diesem Stil begann Irving auch die neue Woche: «Heute ist der Jahrestag der Bombardierung von Dresden. Würden Sie, Zeuge, diese Tat als ‚einen Holocaust bezeichnen?« Man hat in diesem Gerichtssaal schon die verschiedensten Zeugen-Temperaturen gesehen. Da waren Watt und Keegan, die alten Doyens der englischen Historiographie, von Irving gegen ihren Willen vor den Richter gebracht. Mühsam humpelten sie herein, unwillig bestätigten sie das eine oder andere lobende Wort, das sie einst über Irvings Arbeit hatten fallen lassen. Da waren die jugendlichen Star-Historiker der Verteidigung: Erst Robert Jan van Pelt, der gut vorbereitet und voll Elan, aber vielleicht ein kleines bisschen zu engagiert war – als würde er bei Bedarf einer Anti-Rassismus-Demonstration das Transparent vorantragen. Dann Christopher Browning, dem seine Gelassenheit in die Wiege gelegt worden sein muss, denn so kann man sie nicht erlernen. Im Sitzen noch ein Riese, sah er David Irving aus dem Zeugenstand immer ein wenig gutmütig-erstaunt an, wie ein ehrwürdiger Kavallerist, der zum ersten Mal einem Zirkuspferd begegnet.

Und nun Richard Evans selbst, der das ganze Historikerteam zusammengestellt und die Verteidigungslinien ausgearbeitet hat. Evans' schriftliches Gutachten ist das längste, das Kernstück der Verteidigung und wird von David Irving als «in höchstem Masse diffamierend» bezeichnet. Auf Irvings Web-

Site, wo alle anderen Experten-Gutachten zur Ansicht freistehen, heisst es ausserdem warnend: «Wird während Evans' Aussage schrittweise vernichtet.» Evans gab gleich am ersten Tag zu Protokoll, Irving verdiene es nicht, ein Historiker genannt zu werden: Schockierend weit sei er aus dem Rahmen dessen gefallen, was an wissenschaftlichen Standards unter Historikern als verbindlich gilt. Evans ist ein kleiner, ganz und gar unauffälliger Mann mit dazu gegenteiligem Temperament: Es knistert zwischen Zeugen und Kläger. Irving, der ja in vielem funktioniert wie ein Kind, warf Evans gleich rundheraus vor, ihn zu verabscheuen. Er bekam die einzige Antwort, die in einem Gerichtssaal möglich ist. Er habe, sagte Evans, keine persönlichen Gefühle für Irving und sich ausserdem bemüht, so objektiv wie möglich seinen Bericht zu schreiben.

Diesen will Irving nun Punkt für Punkt auf seine Schwächen und Unwahrheiten durchgehen, doch das passt dem Richter gar nicht. Er hat es hier erstmals mit einem klassisch vorsichtigen Historiker zu tun, der eine Conclusio am liebsten mit zehn Zitaten seiner Kollegen untermauert. So widmet Evans – dem interessierten Laien dienlicher als dem Prozessverlauf – allein die ersten hundert Seiten den unterschiedlichen Urteilen, die andere Historiker über Irving gefällt haben. Jedesmal, wenn der Richter wissen will, ob Evans sich diesen zum Teil vernichtenden Einschätzungen anschliesst, weist dieser sanft darauf hin, dass das entsprechende Zitat eben von Gilbert, Craig, Broszat oder wem auch immer stammt. So kommt man hier nicht weiter.

Schliesslich spricht der Richter Machtwort eins: Er werde die bloss zitierten Historiker nicht in seine Urteilsfindung einbeziehen. Machtwort zwei gilt ganz allein David Irving, als

dieser wieder eine, wie er meint, angebrachte Frage stellt: Angenommen, jemand schreibe (ergänze: wie er selbst über Hitler) ein Buch über Churchill und würde darin die Judenvernichtung während des Zweiten Weltkriegs ganz weglassen, wäre er dann auch ein ... ? Noch bevor er schon wieder «Holocaust-Leugner» sagen kann, unterbricht der Richter: «I think we can do better.»

Das ist aber schwierig. Wenn er nicht gerade selbst die Fragen stellt, redet sich Irving aus jeder Anschuldigung mit Leichtigkeit heraus: Er ist so skrupellos wie gleichzeitig von seiner eigenen Wahrhaftigkeit überzeugt, auch wenn diese Kombination im Grunde unmöglich ist. Er hat, «um das Verfahren abzukürzen», wie er sagt, schon so viele Konzessionen an seine Gegner gemacht, dass man gar nicht mehr weiss, was er eigentlich noch bestreitet. Ausser für Auschwitz-Birkenau, Krematorium II, scheint er inzwischen Vergasungen zuzugestehen, wenngleich ohne irgendein Ausmass nennen zu wollen. Ab 1943, sagte er einmal umständlich, könnte Hitler nicht mehr behaupten, nicht informiert gewesen zu sein, was seine «Erzbösewichte» Himmler, Goebbels und Heydrich da hinter seinem Rücken trieben. Die Massenerschiessungen an der Ostfront habe er nie bestritten, bloss die Anzahl der Erschossenen, ruft Irving, der Schauspieler, einmal gekränkt aus: «Und so jemanden verleumdet man als Holocaust-Leugner!» In all seinen angeblichen «Konzessionen» bleibt er jedoch so unklar, dass einen schon längst folgende unangenehme Vorstellung beschlichen hat: Er gewänne hier seinen Verleumdungsprozess als einer, der bloss und mit gutem Grund ein paar Zahlen angezweifelt hat. Anschliessend ginge er hinaus zu seinen jubelnden Kahlgeschorenen und Kriegsveteranen

und behauptete dort aufs Neue, dass es keine Gaskammern gegeben, Hitler von nichts gewusst habe und die geldgierigen Juden reihenweise Nachkriegsnummern in ihre wohl genährten Unterarme tätowiert hätten.

Doch Irvings «Konzessionen» dürfen nicht zählen. Ganz präzise wird der Richter die verschiedenen Zeitpunkte abzuwägen haben. Was hat Irving zu jenem Zeitpunkt propagiert, als Deborah Lipstadt ihr Buch schrieb und ihn darin einen der «gefährlichsten Holocaust-Leugner» nannte? Welche historischen Quellen hätte Irving kennen und als «seriöser Historiker» berücksichtigen müssen, als er seine Bücher schrieb und seine Reden hielt?

Seinen Kläger hat Richter Gray hier schon ausreichend kennen gelernt. Ein typisches Muster von Holocaust-Leugnern sei es, erläutert etwa Richard Evans, die Schuld an Grausamkeiten und Todesfällen in überwiegendem Masse den Alliierten zuzuschreiben. Sofern Irving hohe Sterblichkeitsraten in den Lagern überhaupt zugäbe, schreibt Evans in seinem Gutachten, mache er die Bombardierungen dafür verantwortlich.

«Das Bombardieren von Städten führt zu Seuchen», bestätigt Irving. «In den *Lagern* wurden die Seuchen durch die Umstände erzeugt, unter denen die Menschen untergebracht waren», entgegnet Evans, der sich als erster der bisherigen Zeugen von Irving nicht unterbrechen lässt. So reden sie manchmal satzlang gleichzeitig, die Stimmen dabei immer stärker erhebend. Die Stenotypistin ist nicht zu beneiden. «Wollen Sie damit sagen, die Nazis führten Seuchen absichtlich herbei?», ruft Irving. «Sie führten absichtlich die Umstände in den Lagern herbei, die zu den Seuchen führten», erwidert Evans und ergänzt: «Die Deutschen wussten sehr gut, wie man Typhus bekämpft.» «Wodurch wird Typhus übertra-

gen?», fragt Irving herausfordernd. «Durch Läuse, die Menschen befallen», antwortet Evans. – «Ist Ihnen bekannt, dass in den Lagern regelmässig entlaust wurde?», fragt Irving, noch immer herausfordernd. «Sie haben gerade gesagt», schaltet sich plötzlich und unerwartet der Richter ein, «dass Millionen vor allem an den Seuchen gestorben sind. Jetzt sagen Sie, wie grossartig die Nazis den Typhus bekämpften!»

«Das habe ich nicht gesagt», wehrt Irving ab: «Dieser Zeuge behauptet aber, die Nazis hätten gar nichts gegen den Typhus getan – wissen Sie, Zeuge, wie viele Menschen im Lager Dachau in den Monaten nach der Befreiung durch die Amerikaner starben?» «Nein», sagt der Zeuge. «Zwanzigtausend!», ruft Irving: «Würden Sie deswegen behaupten, die Amerikaner hätten den Typhus absichtlich herbeigeführt?»

«Damit haben Sie diese ganze Debatte doch erst angefangen», seufzt der Richter, «Sie haben gesagt, dass wir, die Alliierten, die Seuchen verschuldet haben.» Dann vertagt er den Prozess auf den nächsten Tag.

13. Februar 2000

«Wenn Sie wüssten, welche Methoden diese Leute benützen, um Karriere und Familie eines professionellen Historikers zu zerstören», erregt sich David Irving: «Wäre so ein Historiker dann nicht berechtigt, diese Leute, die ihn hinterrücks zu zerstören suchen, mit ziemlich farbiger Sprache zu beschreiben?» – «Ich müsste erst Beweise sehen, die mich überzeugen, dass eine solche geheime Aktion durchgeführt worden ist», sagt Richard Evans, «darüber hinaus glaube ich, dass ein professioneller Historiker eine angemessen vernünftige Spra-

che gebrauchen sollte.» Mit «diesen Leuten» ist die Vereinigung britischer Juden gemeint. Mit «farbiger Sprache» das Wort «Kakerlaken».

Auch der zweite Tag von Richard Evans' Einvernahme ist emotional anstrengend für alle Beteiligten. Der Richter scheint mit Irving jede Geduld verloren zu haben. Irving scheint jeden Faden verloren zu haben. «Geben Sie zu, Zeuge», fragt Irving, der für diesen Zeugen zum ersten Mal diese höchst unfreundliche Anrede verwendet, «geben Sie zu, dass diese Akte hier, die mit dem Namen ‚global‘, mindestens drei *inches* dick ist?» – «Das ist keine wahnsinnig erhellende Frage», schreitet der Richter ein.

«Ich nehme an, Mylord, dass your Lordship genauso wenig wie ich das Vergnügen gehabt haben, dieses spezielle Werk gelesen zu haben, aber ich habe viel über dessen Entstehung gelesen», kommt Irving dann endlich zum nächsten Punkt in Evans' Report, dem Tagebuch der Anne Frank. Irving hat das Tagebuch anzüglich «nicht mehr als einen romantischen Roman, vergleichbar Vom Winde verweht», genannt und damit dessen Authentizität in Frage gestellt.

«Haben Sie sich mit einem Klemmblock auf die Oxford-Street gestellt und sie gefragt?», wollte Irving zu Beginn des Prozesses einmal wissen, als es darum ging, was die Mehrheit der Menschen wohl mit dem Wort «Holocaust» verbindet. Das Tagebuch der Anne Frank ist so ein Versatzstück der allgemeinen Assoziationen. Deshalb attackieren es die Holocaust-Leugner, so wie sie die Gaskammern aus genau demselben Grund leugnen. «Auch in anderen Ländern werden Menschen erschossen oder zerhackt, auch nach dem Zweiten Weltkrieg, in Ruanda zum Beispiel», erklärte Raul Hilberg die seltsame Fixierung, «die Gaskammern haben jedoch die weiteren Implikationen. Wenn man die Gaskammern leugnet, leugnet

man nicht nur einen Teil der Sache, sondern sein definierendes Konzept.»⁵³

Umständlich gelingt es Irving endlich darzulegen, dass man bitte genau auf die Chronologie seiner Aussagen zu achten habe. 1989 habe er eingesehen, dass das Tagebuch authentisch sei, doch davor habe er gute Gründe gehabt, es zu bezweifeln: «Ich zögere nicht im Geringsten, zuzugeben, dass ich mich in dieser Hinsicht geirrt habe», beteuert er und hält dieses ostentative Entblößen der Kehle für eine elegante Art, diese Debatte zu beenden. Aber Evans lässt ihn nicht vom Haken. Er liest aus einem Interview mit Irving vor: «,Wir haben Proben von Anne Franks wirklicher Handschrift von Postkarten, die sie an Freunde schrieb. Diese Handschrift ist völlig verschieden von der in den Tagebüchern. Sie sind so verschieden wie Tag und Nacht, und ausserordentlich ist, dass ganze Seiten des Tagebuchs mit Kugelschreiber geschrieben sind, und Kugelschreiber gab es zu Anne Franks Lebzeiten nicht.’ Das spricht Mister Irving, 1993.»

Evans und Irving liefern einander eine feindselige Schlacht nach der anderen. «Haben Sie Zugang zu meinen Tagebüchern gehabt?», will Irving von Evans plötzlich wissen. Doch Evans will seit einiger Zeit etwas vorlesen und wird dabei immer von Irving unterbrochen. Evans beginnt stur zum dritten Mal mit dem Vorlesen. Irving geht wieder dazwischen. «Bringen Sie den Zeugen dazu, die Frage zu beantworten!», verlangt er vom Richter. Evans sagt dem Richter, er werde die Frage, ob er Zugang zu Irvings Tagebüchern gehabt habe, beantworten, nachdem er vorgelesen habe. «Ich bin am Verzweifeln», stöhnt der Richter und entscheidet dann: Evans darf aus seinem Report vorlesen. «Im April 1998 sprach er [Irving] über die amerikanischen Juden, die sich nun densel-

ben Positionen von Vorherrschaft und Macht (Medien, Banken, Wirtschaft, Unterhaltung) und den lukrativen Berufen (Juristen, Mediziner, Dentisten) zuwenden würden, die sie in der Weimarer Republik innegehabt hätten, was dort Anlass zu Hass und Pogromen gewesen wäre – aus diesem Grund könnten in den USA in zwanzig, dreissig Jahren dieselben Dinge passieren wie in Deutschland. Das stammt aus Irvings Web-Site-Tagebüchern. – Und die Antwort ist, ja, ich hatte Zugang zu Ihren privaten Tagebüchern.»

«Haben Sie je Anlass zu der Vermutung gehabt, dass meine Tagebücher auf meiner Web-Site keine genuinen Tagebücher sind?», fragt darauf Irving misstrauisch. «So genuin wie das Tagebuch der Anne Frank», sagt Evans, der ebenfalls keinen Stich auslässt. «Das ist keine Antwort», tobt Irving. «Die Antwort ist: Nein», schlichtet der Richter.

28. Februar 2000

Das Ende der Beweisaufnahme im Irving-Prozess ist deutschen Historikern reserviert. Peter Longerich, der zwei Gutachten, eines über Hitlers Verantwortung für die «Endlösung», das andere über deren systematischen Charakter verfasst hat, wurde von Irving fast eine Woche lang ins Verhör genommen. Das Verhör hatte wieder kollegialen Charakter, ganz anders als mit Richard Evans.

Wer, wie eine selbstbewusst stolze Gruppejüdisch-französischer Pfadfinder, unbedarft im Gerichtssaal 73 landet, wird zunächst völlig verwirrt. Es ist für Neulinge auch bei konzentriertem Zuhören beinahe unmöglich, herauszufinden, worum es hier eigentlich geht. Der schwere Mann mit der immer grauer werdenden Gesichtsfarbe, dem immer flackernderen Blick und dem immer gleichen Anzug stellt Fragen zu irgend-

welchen Dokumenten und Gutachten, die keiner kennt ausser den Prozessbeteiligten. Der Zeuge in der Zeugen-Box (diesmal Longerich, zögernd unterstützt von einer mausgrauen Dolmetscherin mit eingebildeteilfertigen Gesicht) sagt meistens nur «ja» oder «nein». Irving stellt gern Entscheidungsfragen: «Sind Sie vertraut mit dem Dokument X?» – «Würden Sie auch sagen, dass Y damit meint...?»

Es ist entsetzlich langweilig. Über die Sprachkenntnisse der jungen Franzosen ist nichts weiter bekannt. Einige zwingen sich recht bald wieder aus den Zuschauerreihen. Sie sind auf dem traditionellen «march of the living», der sie von Auschwitz und anderen Stätten der Judenvernichtung nach Israel führt. In diesem Jahr scheint es ihnen offenbar passend, in London beim Irving-Prozess Zwischenstation zu machen.

Die Langeweile ist, ausser der schrecklichen Akustik, vor allem dem englischen Rechtssystem geschuldet. Jedes herangezogene Dokument, jedes Gutachten muss allen Parteien schon vor Beginn der Verhandlung vorliegen. Es gibt keine Überraschungen, es gibt nur bessere oder schlechtere Aufführungen eines im Vorhinein grob abgesprochenen Stücks. Doch das Stück kennen nur die Schauspieler. Was im Theater nicht stört, ist im Gerichtssaal verheerend. Keine Anspielung, kein Zitat, kein Verweis kann ohne Weiteres, das heisst ohne detailliertes historisches Wissen und Lektüre der Gutachten, verstanden werden. Da geht schon wieder eine hinaus: Sie trägt keine Pfadfinder-Uniform, sondern einen langen schwarzen Mantel, der über und über mit den gelb-blauen Aufklebern der Union jüdisch-französischer Studenten beklebt ist.

Peter Longerich hat seinem Gutachten ein Glossar der Na-

zi-Euphemismen angefügt. Diese Euphemismen sind naturgemäss ein Fressen für Holocaust-Leugner. Wer sagt denn, dass mit «Umvolkung» und «Umsiedlung» wirklich etwas anderes gemeint war? David Irving schildert ja mit Hingabe immer wieder das «neue Leben», das die zugegeben unfreundlicherweise deportierten Juden im Osten hätten anfangen sollen. Warum sonst habe man sie all die Decken und Schuhe und Lebensmittel mitnehmen lassen?

Richard Rampton fasst nur einmal etwas so zusammen, als wolle er es auch für die vielen jungen Zuhörer verständlich machen: «Eigentlich ist es doch ganz egal», sagt er zu Longe- rich, «ob Himmler zu Hitler sagte: Adolf, hör mal zu, das ist es, was ich mit den Juden vorhabe, und Adolf antwortet, hey, super Idee, oder ob im Gegenteil Adolf sagte, Heinrich, das erwarte ich von dir.»

Doch solche Ornamente darf man kaum beachten, wenn man auf den wahren Fortgang des Prozesses schliessen will. Im Grunde ist er wie eine Schlacht auf hoher See: Die Verteidigung schickt ein paar grosse Dampfer und viele mittlere und kleine Boote über das Wasser, auf dass sie den Richter unbeschadet erreichen. Sie transportieren ihre Botschaft, historisches Wissen zum Holocaust, das in manchen Bereichen natürlich auf Kombination, Interpretation und Schlussfolgerung fusst. Diese Schiffe werden auf ihrem Weg von David Irving beschossen. Doch bei fast keinem der bisher gehörten Gutachter hat Irving auch nur den Lack der Dampfer angekratzt, ganz einfach deshalb, weil er es gar nicht versucht hat. Er konzentriert sich auf Details und Nebenaspekte und hat auf diese Weise schon Schlauchboote zum Schlingern gebracht. Er hat Übersetzungsfehler bei Richard Evans entdeckt, und es ist ihm ausserdem manchmal gelungen, den Experten den nicht so

vorteilhaften Satz: «Das weiss ich jetzt nicht» zu entlocken. Das feiert er vor seinen Anhängern, vor allem aber vor sich selbst, als rauschende Erfolge.

Tatsache ist, dass solch ein Prozess weit über die Kräfte eines Einzelnen geht, mag er auch noch so titanisch sein wie David Irving. Wie er vor Gericht manchmal erwähnt, hat er nebenbei «eine Firma und eine Familie zu führen». Mit einer kranken Frau und einem sechsjährigen Schulkind bedeutet das mehr als beim statistischen Durchschnittsvater. Ihm fehlt neben dem Anwalt auch die Strategie. Er geht die Gutachten der Experten einfach Schritt für Schritt durch, wie ein Lehrer, der die Hausaufgaben bespricht. So scheint ihm das Wesentliche zu entgehen, oder er hat kein Gegenmittel. Seine geistigen Mitstreiter auf der ganzen Welt statten ihn per E-Mail zwar eifrig mit vielerlei Munition aus, doch meistens sind es doch bloss Reissnägel zum Schlauchboot-Stecken.

Am Montag der voraussichtlich letzten Beweisaufnahme-Woche hat sich Irving grösste Mühe gegeben, den letzten Zeugen zu verhindern. Für einen, der eine Verleumdungsklage führt, hat er deshalb die merkwürdigsten Positionen bezogen: Er fühle sich nicht diffamiert, wenn man ihn «Extremist» nennt, oder einen, der mit Extremisten Umgang hat. Bloss in einen Gewaltzusammenhang lasse er sich nicht rücken. Daher fordere er vom Richter enge Richtlinien, wie weit die Verteidiger in ihren Fragen gehen dürften, wenn der letzte Zeuge schon unbedingt kommen müsse. Der Richter liess sich nicht umstimmen. Gray baute selbst für Richard Rampton die goldene Brücke. Wenn es hier um absichtliche Geschichtsfälschung gehe, dann wäre vielleicht die mögliche Motivation Irvings interessant, suggerierte er Rampton. Und die könnte

doch in einer bestimmten politischen Richtung begründet liegen. Rampton, langgedienter Sparring-Partner Grays, solange dieser noch Anwalt war, fing den Ball im Flug. «Wir wollen das Bild des ganzen Mister Irving sehen», rief er, «wie er denkt, wen er trifft und wie er schreibt, wenn er dann seine sogenannten historischen Schriften verfasst.»

Zum «ganzen Bild» soll dieser letzte Zeuge noch entscheidend beitragen können. Er ist übrigens schon da. Er trug eine graue Strickhaube, als er frühmorgens aus Berlin ankam, und war guter Dinge. Es ist Hajo Funke, Professor für Soziologie an der Freien Universität. Er wird am kommenden Verhandlungstag zuerst einen Videofilm zeigen und die auftretenden Personen erläutern, bevor er über Irvings Verbindungen zur deutschen Neonazi-Szene spricht.

«Bleiben Sie die nächsten Tage besser zu Hause», sagte David Irving erschöpft nach der Sitzung, «das wird ein Zielschiessen.»

29. Februar 2000

Im Gerichtssaal 73 hatte man gespannt auf den Videofilm gewartet, der «den ganzen Mister Irving» im Kreise deutscher Neonazis zeigen sollte. Doch der Richter hatte wenig Lust auf eineinhalb Stunden Neonazi-Gegröle ohne Übersetzung und Untertitel. Irving selbst ficht diese Aufnahmen heftig an: Sie seien geschnitten, die Ausschnitte seiner Reden aus dem Zusammenhang gerissen. Nach den Stellen, die schliesslich zu sehen waren, hatte man allerdings wenig Bedürfnis nach dem Rest: «Da ist diese Einmann-Gaskammer» schrie er fahnen-schwenkenden Glatzköpfen und Altnazis entgegen, «die zwei deutschen Soldaten in der polnischen Landschaft herumtra-

gen, auf der Suche nach einzelnen Juden. Die Einmann-Gaskammer muss ausgesehen haben wie ein Sedan-Stuhl, aber getarnt als Telefonzelle. Wie haben sie das Opfer dazu gebracht, freiwillig in die Gaskammer zu steigen? Offenbar war ein Telefon drin, das klingelte, und der Soldat sagte: Das ist für Sie!»

Ansonsten wurde das Band im Schnellsuchlauf abgespielt und nur angehalten, damit Gutachter Hajo Funke auf einzelne Prominente der Szene aufmerksam machen konnte. Sosehr sich David Irving vor Gericht wehrt, sosehr er behauptet, die Leute zum Teil gar nicht zu kennen, sie nie bewusst gesehen, ihren Reden nicht gelauscht zu haben: Er befand sich in einschlägiger Umgebung, nicht einmal, sondern viele Male. Michael Kühnen, Gottfried Küssel, Ewald Althans, Ernst Zündel, Christian und Ursula Worch, um einige der jungen, Otto-Ernst Remer (ein Held dieser Leute, weil er den Aufstand vom 20. Juli 1944 mit niedergeschlagen hat), Wilhelm Stäglich, Günther Deckert von der DVU, der französische Holocaust-Leugner Robert Faurisson, um die älteren zu nennen – sie alle marschierten auf den gleichen Demonstrationen, nahmen an den gleichen Veranstaltungen teil. Doch der Geisterbahneffekt, den die Verteidigung mit diesen Filmausschnitten wohl beabsichtigt hatte, wurde im Schnellsuchlauf und ohne englische Übersetzung nicht erzielt.

Die Überraschungen lagen an diesem Tag anderswo. Zum einen führte Irving zu seiner Ehrenrettung an, einen «berühmten linksintellektuellen Theaterdichter» aus Deutschland zu seinen «intimen Freunden» zu zählen: Rolf Hochhuth, mit dem er intensiv korrespondierte. Funke, der an diesem Tag als Auskunftgeber für alles Deutsche fungieren musste, bestätigte dem Richter, dass Hochhuth ein Theaterautor sei. Weder woll-

te er ihn als linksintellektuell bezeichnen, noch habe er die «fünftausend Stück» Korrespondenz zwischen den beiden gesehen, als er seine Forschungen über Irvings Verbindungen zu deutschen Rechtsradikalen betrieb.

Die zweite Überraschung ist ein Brief von 1985, weit hinten in einem Päckchen Unterlagen, das Irving einigen Journalisten überreicht hat. «Sehr geehrter Herr Irving», heisst es da, «Herr Hochhuth hat mich darauf hingewiesen, dass eine Churchill-Biographie aus Ihrer Feder vom Verlag Kiepenheuer und Witsch abgewiesen worden ist. Ich bin lebhaft an dem Manuskript interessiert und würde mich freuen, es bei Gelegenheit lesen zu dürfen – Ihr Interesse an einer Publikation im Rowohlt Verlag vorausgesetzt. Mit herzlichen Grüssen, Dr. Michael Naumann.» Es ist nicht untypisch, dass Irving im Gerichtssaal bloss diesen Brief verteilt, so als ob der heutige Staatsminister für Kultur einfach ein Fan seiner Bücher wäre. Dabei mündete das freundliche Anbahnungsgespräch zehn Jahre später in einen ganz und gar unfreundlichen Rechtsstreit. Naumann hatte zwar mit Irving wirklich einen Vertrag über die zweibändige Churchill-Biographie abgeschlossen und einen sechsstelligen Vorschuss bezahlt. Zur Publikation kam es jedoch nicht, weil, wie Michael Naumann heute sagt, Irving den zweiten Manuskriptteil nicht termingerecht abgeliefert hatte und «uns inzwischen seine braune Unterseite klar geworden war». Rowohlt prozessierte um die Rückzahlung des Vorschusses. Irving beharrte auf dem Standpunkt, dass die Deutschen den Vertrag gebrochen hätten – nicht einmal der erste Teil sei ganz fertig abgeliefert worden, sagt dagegen Naumann. Rowohlt tat, womit Irving nicht rechnete: Man reichte auch in England die Klage ein. Irving erschien nicht. Schliesslich wurde er 1995 wegen Missachtung des Gerichts zwei Wo-

chen in das Londoner Gefängnis Pentonville gesteckt: «Wie in dunkelster viktorianischer Zeit», kommentierte er gekränkt. Naumann sieht es positiver: «Ich bin also bisher der erste, dem es gelungen ist, diesen Mann hinter Gitter zu bringen.»

Die dritte Überraschung schliesslich sind die Eichmann-Memoiren, die Israel nun dem Prozess zur Verfügung gestellt hat. Sie waren bisher nicht zugänglich, und niemand weiss, wie sie dem Prozess nützen sollen. Es ist auch ganz unklar, warum soviel Geheimnis darum gemacht worden war. Jedenfalls sind sie jetzt genau dort gelandet, wo man sie wohl am wenigsten haben wollte.

Mit zwei Fingern hielt Richard Rampton eine schwarze Diskette in die Höhe, und seine stoffreiche Robe bauschte sich. Er wolle Irving die Diskette nur geben, wenn dieser verspräche, das Material nicht auf seine Internet-Seite zu laden. Irving versuchte einen Ausfall: Alles, was vor Gericht besprochen werde, sei automatisch im Besitz der Öffentlichkeit. Dem widersprach Rampton heftig: Diese neuen Eichmann-Memoiren seien noch nicht Teil des Verfahrens gewesen. Der Richter folgte ihm hierin. Irving musste sein Versprechen geben. Rampton reichte die Diskette langsam seinem Junior, Miss Heather Rogers. Miss Rogers nahm sie ebenfalls mit zwei Fingern, streckte ihren Arm nach rechts und wandte den Kopf nach links, nicht ohne noch ein bisschen die Mundwinkel zu verziehen. Mit einem grossen Schritt war Irving bei ihr und trug die kleine Diskette an sein Pult zurück. Für diesen Liebhaber von Original-Nazischriften muss es ein schöner Augenblick gewesen sein.

2. März 2000

Kein Zeuge war so gut gelaunt wie der letzte. Ohne es wirklich zu wissen, möchte man annehmen, dass die berufliche Auseinandersetzung mit Rechtsradikalen Kontaktscheu abbauen hilft. Hajo Funke strahlte und lächelte aus der Zeugenbox heraus den Kläger an, dass es selbst einem David Irving unheimlich werden konnte. Ausserdem spricht Funke gern, und weil sein Englisch naturgemäss nicht so gut ist wie das seines in England unterrichtenden Kollegen Peter Longeric, dauerte alles noch ein bisschen länger. Die Urteile der amerikanischen und britischen Pressebeobachter sind in diesem Zusammenhang aufschlussreich. Während Longeric als «deutscher Deutscher» bezeichnet wurde, also als ruhig, ernst und gewissenhaft, sagte einer recht boshaft über Funke, er sei wie ein Wim-Wenders-Film: dauert ewig, ohne dass viel geschieht.

Hajo Funkes Aufgabe war es gewesen, die Verbindungen Irvings mit deutschen und österreichischen Rechtsradikalen nachzuweisen. Er stellte dem Gericht ein «Who is Who» deutscher und österreichischer Rechtsextremisten vor, erheiterte den Saal mit dem Fachterminus «Gesinnungsgemeinschaft», der so typisch deutsch und umständlich klingt, und verwirrte den armen Richter wieder einmal mit vielen deutschen Namen: «Der Vorname von Herrn Worch ist also ‚Uschi‘?»

Wäre Funke nicht Funke, hätte ihn Irving manchmal ins Schwitzen gebracht. Doch der Soziologe ist so überzeugt von der Richtigkeit seiner Sache, dass ihn auch kein Zweifel über die Qualität seiner Darstellung beschleichen mochte. Er hatte seinen eigenen Experten-Report nicht ganz so gut im Griff, wie es angebracht gewesen wäre. Gelegentlich kam es vor, dass Irving mit herausforderndem Unterton fragte: «Und Sie

behaupten, ich habe mit XY Kontakt gehabt?» Funke antwortete strahlend: «Ja natürlich, intensiven Kontakt.» Doch wenn Irving nach dem Wann und Wo fragte, sagte Funke: «Da muss ich jetzt nachschauen.» Richter Justice Gray hatte gegen Ende dieses achtwöchigen Verfahrens nicht mehr all die unerschöpfliche Geduld des Anfangs.

Dennoch scheint Funkes Aussage auf den Richter in einer Hinsicht grossen Eindruck gemacht zu haben. In seiner nicht nur der Fremdsprache geschuldeten Umständlichkeit schilderte er mehrmals eindringlich die spezifisch deutsche Situation kurz nach der Wende. Er sprach von den arbeitslosen Jugendlichen im Osten, vom Wertevakuum und von der gewalttätigen Radikalisierung linker und rechter Jugendgruppen. Er erwähnte die siebzig Todesopfer, die brennende Ausländerheime und «pogromartige Zustände» in dieser Zeit gefordert haben. Vor diesem Hintergrund müsse man Irvings Auftritte auf den Veranstaltungen der Rechtsradikalen sehen.

Irving versuchte herunterzuspielen, sich zu distanzieren («ich war zirka eine Meile geographisch entfernt von dieser sehr unangenehmen Person Gottfried Küssel») und immer wieder die Videobänder als «geschnitten» und «aus dem Zusammenhang gerissen» anzufechten. Was der Richter darüber dachte, liess er einmal erkennen, als er Irving rhetorisch fragte: «Erklären Sie mir, welche Rolle der Kontext denn dabei spielt, was Sie über Einmann-Gaskammern sagten.»

Als Richard Rampton zur «Re-Examination» des Zeugen Funke schritt, hatte er daher die geballte Moral auf seiner Seite. Er liess Funke noch einmal ausführlich beschreiben, wie hungrig die jungen Skinheads nach Ideologisierung durch

Aufwiegler sind, bevor er dann platt, aber wirkungsvoll fragte: «Würden Sie in diesem Sinn Himmler und Hitler als Aufwiegler beschreiben?» Funke sagte «Yes». – «Und haben sich Himmler und Hitler nachher selbst an die Gräben im Osten gestellt und Juden erschossen?» Funke sagte «No».

Mit der Einvernahme des Zeugen Funke ist die Beweisaufnahme im Verfahren Irving gegen Lipstadt nach acht Wochen zu Ende gegangen. Nach einer Pause von einer Woche werden ab 13. März die Schlussplädoyers gehalten.

14. März 2000

Gegen sein Ende hin verzögert sich der Irving-Prozess noch einmal effektiv. London wartete zwei Tage lang vergeblich, dass überhaupt irgendetwas geschah. Der Montag der Schlussplädoyer-Woche fiel ganz aus. Am Dienstag dann hätte entweder der Richter den beiden Parteien oder die beiden Parteien einander Fragen zu den bereits vorliegenden «closing Statements» stellen sollen, doch darüber, was eigentlich verabredet war, gingen die Meinungen auseinander. Es stellte sich heraus, dass keiner etwas anderes vorbereitet hatte als eben die Plädoyers und dass der Richter keine Fragen mehr hatte. Richard Rampton weigerte sich, mit Rücksicht auf erwartete Zuhörer aus Amerika, seine Rede einen Tag früher zu halten. Irving, der nie darum verlegen ist, sich beim Richter lieb Kind zu machen, bot halbherzig an, seine gleich zu halten, worauf niemand auch bloss näher einging, denn in einem Fall wie diesem hat immer der Kläger das letzte Wort.

Also hatten sich all die Zuseher am zweiten Tag der Woche ganz vergeblich Stunden vorher um einen Sitzplatz angestellt. Dabei war alles bereit für den Showdown: Im Gerichtssaal 73

stehen plötzlich neue, weiche, blaue Stühle, eine boshafte Wohltat nach acht Wochen in unsäglichen Plastikschalen. Seit langem waren die Pressereihen wieder bis zum letzten Platz gefüllt. Selbst der gestrenge Gerichts-Clerk, der Damen-Dra- che, schien unter der Robe besonders elegant gekleidet. Doch nach einer knappen Stunde gingen alle wieder nach Hause, und Richter Gray war zutiefst verärgert.

Die Show wurde vertagt. Es ist eine Show für die Öffent- lichkeit, nichts anderes, denn der Richter hat die Plädoyers ja bereits schriftlich. Aus dieser Kenntnis heraus ermahnte er Da- vid Irving, die Stellen über die internationalejüdische Ver- schwörung, als deren Opfer er sich wähnt, wegzulassen: «Ma- chen Sie diesen Gerichtssaal nicht zu einer Plattform dafür.» Irving hat einhundertvier Seiten verfasst, die er in einer ge- kürzten Version am endgültig letzten Tag dieses Verfahrens in zwei Stunden vortragen möchte. Wer ihn fragt, wie er das Konvolut so dramatisch zu kürzen gedenkt, bekommt zur weg- werfenden Antwort: «Schnell.»

Überhaupt ist David Irving auch nach acht Wochen Strapa- ze ganz der Alte. Er sitzt zu Hause in seiner Wohnung in einem der teuersten Viertel Londons, in einer Seitengasse der Ox- ford-Street, und rechnet sich seine Chancen «fifty-fifty» aus. Natürlich hat er sich wie ein Geier auf jene Punkte seiner Kla- geschrift gestürzt, die die Verteidigung in ihrer Beweisführung links liegen gelassen hatte. In ihrem Buch schreibt Deborah Lipstadt unter anderem von einer «Anti-Zionistenkonferenz», die im November 1992 in Schweden hätte stattfinden sollen. Neben altbekannten Holocaust-Leugnern wie Irving, dem Franzosen Faurisson und Fred Leuchter hätten Lipstadt zufol-

ge auch Vertreter der Hamas, der Hisbollah und der russischen Pamjat teilnehmen sollen, bevor die Veranstaltung in letzter Minute von der schwedischen Regierung verboten wurde. Irving behauptet seit jeher, niemals beabsichtigt zu haben, dorthin zu fahren. Der Absatz in Lipstadts Buch stelle ihn in eine Reihe mit Mördern und Terroristen, was nicht nur Verleumdung, sondern, viel schlimmer, eine direkte Gefahr für sein Leben darstelle.

Das Wort der nächsten Tage wird «Abschnitt 5» sein. Abschnitt 5 des englischen Verleumdungsgesetzes besagt, dass bei mehreren verleumderischen Aussagen nicht alle gleichermaßen bewiesen werden müssen. Wer also jemanden einen Dieb und Mörder nennt und den Mord, aber nicht den Diebstahl beweisen kann, kann vom Vorwurf der Verleumdung freigesprochen werden, weil damit die Reputation eines Klägers bereits hinreichend in Zweifel gezogen ist. Vor diesem Abschnitt muss Irving Angst haben: Rampton hat sich bereits darauf berufen, als es um den zitierten Hamas / Hisbollah-Absatz ging. Deshalb kommt Irving in seinem Schlussplädoyer immer wieder darauf zurück. Er bestürmt den Richter, in diesen Details keine Nebensächlichkeiten, sondern Kernstücke der Verleumdung und Rufschädigung zu sehen.

Darüber hinaus stilisiert er sich wieder, eine seiner Lieblingsrollen, zum Vorkämpfer der freien Meinungsäußerung: Gleich auf den ersten Seiten behauptet er dreist, dass die Holocaust-Forschung seinetwegen nicht behindert, sondern im Gegenteil vorangetrieben und befördert worden sei.

Einen Tag vor seinem letzten grossen Auftritt in diesem Gerichtsfall gab sich Irving betont gelassen. Hinter ihm an der Wand hängt noch immer das Porträt von Roosevelt, doch eine

riesige Luftaufnahme der Ruinen von Krematorium II in Auschwitz-Birkenau ist als Schmuckstück des Raumes dazugekommen. So porös viele seiner Behauptungen vor Gericht waren, so sehr er in manchen Bereichen nachzugeben schien – zu Hause, hinter seinem Schreibtisch ist er derselbe wie vor acht Wochen.

Entzückt erzählt er von einem Einfall, zu dessen Ausführung ihm leider die Zeit gefehlt habe: Eine 50-Pfund-Note wollte er auf ein Blatt Papier kopieren und Richard Rampton schenken, «Reproduktion» hätte er das dann genannt. Dieser Irvingsche Scherz bezieht sich auf die Gaskammer I in Auschwitz, zu der er am liebsten «Nachkriegs-Fake» sagt, die Rampton jedoch mit gutem Grund «Reproduktion» genannt haben will.⁵⁴

Wer Irving da so sitzen sieht, begreift plötzlich, dass nach diesem oft «sensationell» genannten Gerichtsfall die Welt genauso sein wird wie zuvor. Selbst wenn Irving diesen Prozess verlieren sollte, wenn er wegen der Höhe der Gerichtskosten bankrott gehen sollte, werden ihn seine Geldgeber nicht im Stich lassen. Am Tag vor seinem Schlussstatement bekam er wieder ein dickes Päckchen Schecks mit der Post nach Hause. Seine Anhänger werden weiterhin treulich an ihn glauben, und junge Rechtsradikale werden sich ihr ideologisches Futter weiterhin aus seinen Büchern holen, die es auch kostenlos im Internet zum Herunterladen gibt. Ein paar hochkarätige Holocaust-Experten werden ein paar kluge Gutachten geschrieben haben, darüber, wie Irvings Theorien funktionieren und wie man sie widerlegt. Wer sich dafür über die Massen interessiert, wird in die Bibliotheken gehen und es nachlesen können. So wird es sein. Doch zuerst darf London noch fiebrig die

Schlussplädoyers erwarten und in ein paar Wochen das Urteil des bisher völlig undurchsichtigen Richters Charles Gray.

13. März 2000

Es wäre zu verlockend, sich die unschlagbare Pointe des endgültig letzten Prozesstages bis zum Schluss aufzusparen. Doch es ist unmöglich. Wie kann man mit etwas hinter dem Berg halten, das Irvings schlimmste Feinde – und er hat viele Feinde, wenn auch nicht so schlimme, wie er glaubt – sich nicht auszudenken gewagt hätten? Leider lässt sich die Pointe nicht einmal dramaturgisch verpacken. Sie lässt sich nicht orchestrieren und nicht ausschmücken, sie lässt sich bloss so knapp erzählen, wie sie gefallen ist: David Irving hat in seinem abschliessenden Statement, es war Punkt 16 Uhr 10, Richter Gray irrtümlich «mein Führer» genannt. Auf Deutsch. Blitzartig ist er darüber hinweggegangen, hat vermutlich nicht einmal «äh» gesagt, bevor er sich auf «my Lordship» verbesserte, aber mit letzter Sicherheit konnte das nicht festgestellt werden, denn der Aufruhr im Saal war bereits zu gross.

So ist dieser Prozess stimmig zu Ende gegangen. Mit Geschick und Frechheit ist es David Irving gelungen, die Sachverhalte auf den Kopf zu stellen. Seiner Abschlussrede zufolge ist er weniger ein aufgebracht Kläger als vielmehr ein geschundenes Opfer, seiner freien Meinungsäusserung beraubt, ruiniert von einer internationalen Verschwörung, die mit nichts weniger als «Nazi-Methoden» operiert, nachdem sie erst einmal Orwellsche Standards gesetzt hat für das, was gesagt und geschrieben werden darf und was nicht. Keine Umkehrung war Irving zu dreist: Nur ihm sei zu verdanken, dass die Allgemeinheit jetzt mehr über den Holocaust wisse als je zuvor. Doch als Resultat seiner unbequemen Wahrheiten wür-

den seine Bücher verbrannt. Gnadenlos verfolgt werde er von Menschen, die es eigentlich besser wissen müssten, schliesslich seien sie Juden.

All das war zu erwarten gewesen. Es war zu erwarten gewesen, dass er viele Stunden lang sprechen würde, sich dabei in Pose werfend wie ein Laienschauspieler, der zu Hause vor dem Spiegel verbissen den grossen Heiden-Monolog eingeübt hat. Dass er mit Genuss immer wieder die deutschen Worte «vernichtet» und «ausgerottet» in seine englische Rede einstreute, was martialisch klang wie einst Hitler selbst, war eine Draufgabe, vielleicht für den geheimnisvollen Herrn im dunklen Anzug, der sein neuer Geldgeber werden soll, nachdem ihm sein Haupt-Fundraiser unglücklicherweise vor wenigen Tagen in Honolulu verstorben ist.

Richard Ramptons «closing speech» davor war vergleichsweise kurz und trocken. Anders als Irving hat er sie nicht für Publikum, Presse und sein Ego geschrieben, sondern bloss für den Richter. «In jeder signifikanten Hinsicht» betrachtete er es als erwiesen, dass Irving ein Lügner und Geschichtsfälscher sei. Die Erkenntnisse von Richard Evans, den die Verteidigung mit der Untersuchung von Irvings Schriften beauftragt hat, seien erstaunlich gewesen: Buchstäblich jedes Glied in der Argumentationskette Irvings sei ihm in der Hand zerbröselte. Ebenso sprechend sei die Tatsache, dass alle diese Fälskationen einem einzigen Zweck gedient hatten: Hitler zu entlasten. Rampton führte dafür noch einmal zwei Beispiele an. Das eine bezog sich auf die Reichskristallnacht. In «Goebbels – Mastermind of the Third Reich» stellt Irving die Vorgänge der Reichskristallnacht als Goebbels' ureigene Idee dar, die er hinter dem Rücken Hitlers und Himmlers inszeniert hätte, und

der Hitler, sobald er davon erfahren habe, «fuchsteufelswild» Einhalt geboten hätte. Irving «untermauert» das mit einem Telex, das Heydrich von Himmlers Hotel in München an alle Polizeistellen gesandt hat, damit sie «Recht und Gesetz wiederherstellen, die Juden und jüdisches Eigentum schützen und alle laufenden Vorgänge stoppen», wie Irving schreibt. Das erwähnte Telex allerdings hat einen völlig anderen Inhalt. Es befiehlt, nur Dinge zu unternehmen, die deutsches Eigentum nicht in Mitleidenschaft ziehen. Es erlaubt, jüdische Geschäfte zu zerstören, doch sollten sie nicht geplündert werden. Die Aufmerksamkeit sollte sich darauf richten, nichtjüdische Geschäfte in Einkaufsstrassen zu schützen. Ausländer sollten verschont werden, selbst wenn sie Juden seien.

Nach der Reichskristallnacht, schreibt Irving, ordnete Rudolf Hess an, dass die «Schuldigen den Staatsanwälten übergeben würden». Damit, sagte Rampton, «vermittelte Irving den Eindruck, dass die Täter vor Gericht gestellt und angemessen bestraft würden – nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein». Das Dokument, das Irving selbst als Hauptquelle seiner Darstellung zitiert, sagt nämlich ganz im Gegenteil: Das Justizministerium entschied, dass die, die Schaden an jüdischen Geschäften, Synagogen und dergleichen angerichtet hatten, nicht bestraft werden sollten. Über gravierendere Taten, wie Vergewaltigung und Mord, sollte das Parteigericht in erster Instanz entscheiden. Dreizehn Morde an 21 Juden wurden mit Verwarnungen «bestraft». Nur zwei Fälle wurden vom Parteigericht an die «unabhängigen» Gerichte weiterverwiesen. Es handelte sich um Vergewaltigungen, sie wurden nicht wegen des Deliktes an sich, sondern wegen «Rassenschande» strenger behandelt. Für 14 weitere

Morde wurde mit der Begründung auf Straffreiheit entschieden, dass die Täter nur dem «den zwar unklar zum Ausdruck gebrachten, aber richtig erkannten Willen der Führung in die Tat umgesetzt» hätten – also, wie Rampton doch noch auszusprechen für nötig hielt, «Hitlers Wille. Und Mr. Irving weiss das alles, doch unterdrückt er es in seinem Buch völlig»

Ramptons zweites Beispiel bezog sich auf das Jahr 1943. Hitler wollte endlich auch die ungarischen Juden, die ihm sein Verbündeter, der faschistische General Horthy, bisher noch nicht ausgeliefert hatte. Hitler und Ribbentrop bestellten Horthy nach Kiessheim bei Salzburg. An zwei aufeinander folgenden Tagen machte Hitler Horthy klar, was von ihm erwartet wurde. An beiden Tagen machte ein gewisser Paul Schmidt Notizen. Wie Rampton hervorhob, erkennt Irving die Authentizität dieser Notizen an – er verwendet sie selbst als Quelle. Am zweiten Tag, dem 17. April 1943, wurden die beiden Herren deutlicher, weil Horthy sich noch immer weigerte, die ungarischen Juden so einfach dem Tod zu überantworten. Darauf erklärte ihm Hitler, dass die Juden bloss Parasiten seien, dass man sie behandeln müsse wie Tuberkelbazillen, die einen gesunden Körper infizierten. Juden, die nicht arbeiten wollten, würden erschossen. Juden, die nicht arbeiten könnten, müssten sterben. Nationen, die ihre Juden nicht vernichteten, gingen nämlich selbst zugrunde. An Deutlichkeit liess das nichts zu wünschen übrig. In Irvings Buch «Hitler's War» wird aus den beiden Treffen ein einziges. In seiner Darstellung fasst Irving bloss die harmloseren Zitate zusammen, die brutalen, deutlichen Formulierungen fehlen. Hitler beruhigt da den ungarischen General geradezu, dass die Juden nicht unbedingt umgebracht werden müssten⁵⁵, man könnte

sie auch einfach, so wie in der Slowakei, in Lager sperren oder in Minen zum Arbeiten schicken, um sie vom gesunden Volkskörper zu separieren. «Diese beiden Beispiele», sagte Richard Rampton, «sind dabei nur die Spitze des Eisbergs einer Anzahl von ungeheuerlichen Fälschungen, die Mr. Irving in seinen Schriften und seinen öffentlichen Äusserungen begangen hat. Deshalb sagt die Verteidigung für diesen Teil des Falles: Bewiesen. Mr. Irving ist, wie am Beginn dieses Verfahrens verheissen, ein Lügner.»

Rampton widmete sich kursorisch den verschiedenen Etappen des Holocaust sowie der «Absurdität», dass Hitler nicht gewusst haben könnte, was in Polen geschah, und ging zum «Leuchter-Report» über. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang immer wieder, wie blitzartig und unkritisch Irving, der «seriöse, professionelle Historiker», 1989 Leuchters «Erkenntnisse» übernommen hatte. Bei jener Pressekonferenz in London, bei der er die von ihm besorgte englische Version vorstellte, die er noch durch ein Vorwort aus eigener Feder veredelt hatte, erklärte Irving triumphierend: «Chemie ist eine exakte Wissenschaft.» – «So ist es», sagte trocken Rampton und erwähnte noch einmal den «kolossalen Fehler», den Leuchter unter einer Vielzahl anderer begangen hatte: Die Zyanid-Spuren, die Leuchter in den ehemaligen Gaskammern nachweisen konnte, waren beträchtlich niedriger als jene in den Entlausungsanlagen des Konzentrationslagers. Dieses Ergebnis war einer von Leuchters vermeintlich sensationellsten Befunden: Die Gaskammern konnten also keine Gaskammern gewesen sein. Doch ist in seinem eigenen Report an anderer Stelle angemerkt, dass die Zyanid-Dosis, die ausreicht, um

Menschen zu töten, zweiundzwanzig Mal niedriger ist als jene für Läuse. Läuse halten Zyanid einfach länger aus.

Punkt für Punkt ging Rampton Irvings Attacken auf Auschwitz noch einmal durch, die Löcher im Dach von Krematorium II, den angeblichen «Flaschenhals»-Aufzug, die Kohlenmengen, bis hin zu der absurden Erklärung, die Irving offenbar spontan im Gerichtssaal eingefallen war, als er ganz plötzlich behauptet hatte, in den Gaskammern seien nur «Leichen und Dinge» vergast, will sagen entlaust worden, nichts sonst. All das bricht unter dem Licht der «konvergierenden Evidenz», der seriösen Zusammenschau von Zeugenaussagen, Dokumenten, Blaupausen und Schlussfolgerungen in sich zusammen. Es bleibt nur der Nachgeschmack bösester Absicht.

«Mr. Irvings Holocaust-Leugnen ist daher als Betrug enttarnt», schloss Rampton diesen Abschnitt, und er hätte auch seine Rede hier schliessen sollen. Doch weil in einem Gerichtssaal jedes Vergehen auch ein Motiv haben muss, um schlüssig zu sein, wagte sich Rampton schliesslich auf Glatt-eis: Irvings historische Falsifikationen seien gleichzeitig Produkt und Antrieb seiner Weltanschauung. Und diese sei schlicht rabiatere Antisemitismus.

Trotz der unzähligen abstossenden Äusserungen Irvings, die klar in die Kategorie Antisemitismus fallen, beschleicht einen bei solch geschmeidiger Schlussfolgerung Unbehagen. Nach allem, was man in diesen acht Wochen von David Irving gesehen hat, liegen Grund und Ursache für das, was aus diesem Menschen geworden ist, nicht so offen zutage. Nicht aus purem Antisemitismus wurde er zu einem erst schrulligen, dann irregegangenen, schliesslich rechtsextremistischen Historiker. Die Sache ist viel komplexer. Ein vaterloses, oft verprügeltes Kind mit monströsem Geltungsbewusstsein und

querulatorischem Talent bricht nach einer missglückten Prüfung die Brücken hinter sich ab und geht ins Ausland. Ausgerechnet als Stahlarbeiter im Ruhrgebiet verdingt er sich. Was als männliche Mutprobe beginnt, führt direkt zur Berufung des Lebens, als ihn einer seiner Kollegen mit der Bombardierung von Dresden vertraut macht. Ein Aufmüpfiger findet eine Aufgabe. Sie erlaubt ihm, sich gleichzeitig an der vermeintlich ungerechten Heimat zu rächen, seinen neuen Freunden zu gefallen und bekannt zu werden. Eines greift ins andere. Wenn die Alliierten in Dresden so sehr gesündigt haben, dann waren im Gegenzug die Nazis vielleicht nicht so schlecht. Sein Dresden-Buch, der Bestseller, öffnet ihm die Türen zu den alten, noch lebenden Nazis. Er gefällt sich als Vertrauensmann. Er schlüpft in die Rolle des hemdsärmeligen historischen Handwerkers, der sich seine Dokumente selber beschafft, im Gegensatz zu all den anderen, von denen er heute gerne bissig sagt, sie sässen bloss in ihren Bibliotheken und schrieben einer vom anderen ab.

Natürlich war er immer ein Rechter. Er hat sich wohl selbst immer als etwas Besseres gesehen, als jemand, der zwar von unten kam, aber aus der richtigen Ecke: «I as an Englishman», wie er vor Gericht so oft gesagt hat. Es ist nicht zu gewagt zu sagen, dass Irvings charakterliches Fundament aus sehr männlichem Patriotismus und gesellschaftlich toleriertem Rassismus in Europa weit verbreitet ist. David Irving ist ein typischer Selfmademan, mit aller Verbohrtheit, die der Stolz auf die eigene, enorme Leistung so oft zur Folge hat. Auffällig ist, in welch aussergewöhnlichem Ausmass ihn Angriffe radikalisieren. Wo nach den ersten Gefechten viele andere zurückgesteckt, leiser getreten, womöglich sogar nachgedacht hätten,

suchte Irving wie ein aufs Blut gereizter Stier nach immer grösseren Provokationen. Der Beifall und die Heldenverehrung, die ihm seine kleine, aber «mutige» Fan-Gemeinde zukommen liess, gaben ihm das gute Gefühl, der Führer einer kleinen, aber schlagkräftigen Armee zu sein. Irgendwann war er bei der «Auschwitzlüge» angelangt. Dass er heute, am Ende einer vierzigjährigen Entwicklung, auch ein zügelloser Antisemit mit allen bekannten Facetten ist, ist nur eine logische Folge.

Insofern greift Ramptons Begründung viel zu kurz. Das scheint auch der Richter gespürt zu haben, der die Verquickung des Antisemitismus mit dem Vorwurf der historischen Unredlichkeit geradezu brüsk zurückwies. Weil jemand Antisemit sei, gab Charles Gray zu bedenken, müsse er nicht zwingend historische Fakten fälschen und lügen. Wäre es nicht möglich, schlug der Richter mit einer bemerkenswerten Formulierung vor, dass Irving «ein ehrlicher Antisemit, ein ehrlicher Extremist» ist?

Diese Frage ist für den Ausgang des Falles nicht unwesentlich. Sitzt Irving zu Hause und reibt sich die Hände, weil er die Welt wieder so geschickt betrogen hat, oder ist sein ganzes Wesen schon so verbogen, dass er, wohin er auch schaut, nur noch betrügerische Juden und gutherzige Nazis sieht? All das wird Richter Gray in den nächsten Wochen sorgfältig abzuwägen haben. Er versicherte zum Schluss den Parteien, dass seine Urteilsfindung «nicht so lange dauern wird, wie Sie wahrscheinlich fürchten».

Auschwitz, Ende März

Für den, der vor allem David Irving im Kopf hat, liegen die wichtigsten Kleinigkeiten von Auschwitz in einer Rumpelkammer hinter dem Krematorium I. Man muss die Augen an die Dunkelheit gewöhnen und um die Verbrennungsöfen, in denen 10'000 Menschen verbrannt worden sind, herumgehen, dann kann man durch zwei staubige Glasscheiben einen Blick auf sie werfen. Sie liegen am Boden, unbezeichnet und nebensächlich, sehen aus wie Katzentürchen, und man würde nie auf ihren Verwendungszweck kommen, es sei denn, man beschäftigt sich so intensiv mit Auschwitz wie Robert Jan van Pelt. Die drei grauen Teile sind gasdichte Klappen. Sie waren in die Aussenmauern der Krematorien IV und V eingelassen. Der jeweils zuständige SS-Mann hat sie wie folgt verwendet: Zuerst sich selbst die Gasmaske aufgesetzt, dann Loch in Zyklon-B-Dose gebohrt, Klappe geöffnet, Gasdose hineingeworfen, wo sie einfach zwischen den zusammengedrängten nackten Menschen zu Boden fiel, Klappe wieder zufallen lassen, gewartet, zwanzig, dreissig Minuten lang, der Rest ist bekannt.

Wenn man glaubt, ständig mit den Köpfen der Holocaust-Leugner denken zu müssen, gewinnen diese Dinge riesige Be-

deutung. Man könnte die Klappen aus der Rumpelkammer holen, vermessen, chemisch untersuchen, sie anschliessend in einen Glaskasten sperren und ihnen einen erläuternden Text verpassen. Man könnte das auch tun, ohne auf David Irving Bezug zu nehmen, denn so achtlos, wie diese Installationen der Vernichtung am Boden liegen, sind sie auch, wie van Pelt sagt, «ein Symbol für den Zustand dieses Museums».

Nachdem van Pelt im Londoner Prozess ausgesagt hatte, nahm er einen vierwöchigen Lehrauftrag an der Wiener Technischen Universität an. Eine Woche vor dem Urteilsspruch fuhr er mit einer Klasse angehender Architekten zurück an den Tatort, zum symbolischen Zentrum des Holocaust, nach Auschwitz.

Da sitzen sie nun in der Museums-Cafeteria und haben gerade von orangefarbenen Plastiktablets ein Kantinenmittagessen zu sich genommen, als ihnen von van Pelt die Information serviert wird, dass in diesem Raum einst Häftlinge geduscht haben. Wer den Blick vom gebackenen Fisch hebt, hat gute Aussicht auf ein nahes Entlausungsgebäude. David Irving sagt ja gern, dass all das viele Zyklon-B bloss zum Entlausen verwendet worden ist. Die kühle blonde Ute, die raucht wie ein Film-Star und innerlich voll unklarem Ärger ist, hat hier nach zwei stillen Tagen den ersten Zornausbruch. Sie weigert sich, weiterhin mit diesen Irvings und Leuchters, mit diesen Armleuchtern im Kopf durch Auschwitz zu gehen, sagt sie und zieht an der Zigarette: Es wäre doch so schon schlimm genug. Zu Anfang hatte sie sich mit dem Satz vorgestellt, dass in ihrer Familie Geschichte immer ein Thema gewesen sei. Später erzählte sie nur wenig mehr. Ihre Mutter, eine Lehrerin, beschäftigte sich obsessiv mit dem Judentum und jüdischer Re-

ligion; an jedem Ort, den sie bereisten, hätte sie ihre Kinder zuerst in die Synagoge und zum jüdischen Friedhof gebracht.

Österreichische Kindheiten. Da ist Gerhard, ein Mensch, so gespenstisch unauffällig, dass ihm nur seine grellblaue Brille überhaupt ein Gesicht zu geben scheint. Als Referats-thema hat er gewählt: Warum ich mich für diese Auschwitz-Exkursion eingeschrieben habe. Das ist ein bisschen peinlich, aber auch sehr typisch: Aufgewachsen im katholischen Salzburg. Schweigen in der Familie. Der erste Schreck mit Waldheims Wahl. Der nächste mit Thomas Bernhards Theaterstück «Heldenplatz» und dem Skandal, der daraus gemacht wird. Mit einem Grossvater, der im Krieg gefallen ist, einem Vater, der darüber nicht reden will und sich nach der Pensionierung das Leben nimmt, mit einem kleinen Kind, das es einmal anders haben soll, kann man schon auf die Idee kommen, in Auschwitz Antworten finden zu wollen.

Robert Jan van Pelt pflegt die seelischen Verdauungsschwierigkeiten ihm anvertrauter Auschwitz-Touristen mit der fürsorglichen Grobheit eines Tierarztes zu behandeln. Das Wichtigste, das man von ihm lernen kann, ist: Dies ist nicht der Ort, an den wir denken, wenn wir «Auschwitz» sagen. Van Pelts Führung entfacht keine im Voraus zurechtgelegten Gefühlsstürme. Sie hält stattdessen unerwartete Details bereit: In einem polnischen Garten steht eine Fertigteilsauna, die Himmler aus Finnland importieren liess, nachdem er sich von der Bedeutung der Sauna für den menschlichen Körper hatte überzeugen lassen. Heute ist Himmlers Sauna ein Hühnerstall.

Wie gesund die Nazis planten, ist auf den erhaltenen Gestaltungsplänen für Auschwitz zu sehen. Alles ist voll mit liebevoll schraffierten Grünflächen, Bäumen, Wiesen.

Nach dem gewonnenen Krieg und nach erfolgreicher, abgeschlossener Judenvernichtung hätte aus Auschwitz eine deutsche Vorzeigestadt werden sollen: Die SS-Belegschaft hätte sich an einer zukunftsweisenden Mustersiedlung erfreut, auch wenn Schule und Café direkt am Stacheldraht zum Stammlager gelegen hätten, das für politische Häftlinge beibehalten worden wäre. Einen dieser säuberlichen Pläne hat irgendein Ober-Nazi verdorben. Mit einem dicken autoritären Bleistiftstrich hat dieser Jemand noch die Erschiessungswand bei Block n nachträglich eingezeichnet und dann daneben mit Ausrufezeichen «gut!» geschrieben.

Anhand der Korrekturen und anhand der Fehler lässt sich eine Geschichte auch erzählen. Da gibt es diese Zeichnung für Birkenau, die im Auf- und Grundriss den Baracken-Prototyp zeigt. 550 Mann pro Baracke stand ursprünglich in schönen Lettern darüber. Dann kam Order aus Berlin, aus 550 wurde 744, was einfach heisst: ein vierter Mensch pro Stockbettebene. In Summe machte das 40'000 Menschen mehr im Lager, per Handstreich. «Ich weiss ja nicht, was ihr unter einem Kriegsverbrechen versteht ...», sagt van Pelt und lässt den Satz unbeendet im Raum hängen.

Des blaubebrillten Gerhards Freund heisst Robert und trägt ohne Modesorgen Gummistiefel. Auch seine Seele ist robuster. Er gab sich selbst den Beinamen «der Haarige», um sich vom lichterem Professor zu unterscheiden. Der haarige Robert ist fast fertig studierter Abwasseringenieur. Er spricht über die Kanalisation in Birkenau, und sein Referat, vorgetragen in ganz einfachem Englisch, ist viel schrecklicher als der Wald aus Kaminen, den jeder schon einmal gesehen hat. Zusam-

mengefasst hatten die Erbauer von Birkenau keine Ahnung von Abwassersystemen, und sie scherten sich auch nicht darum. Ein paar richtig berechnete Neigungswinkel, ein paar ordentlich kalkulierte Rohrdurchmesser und ins System geleitete Niederschläge, und Birkenau hätte kein Ort sein müssen, der bei jedem Regen im Schlamm versank und wo aus Häftlingen gebildete Kommandos täglich Tonnen von Fäkalien aus den Latrinen schaufeln mussten. Aber wofür hätte man zum Tod Bestimmte sauber halten wollen?

Irgendwann ist einem das Dach von Krematorium II ganz egal geworden. Es sieht genauso zerstört aus wie auf den Fotos, über die im Londoner Gerichtssaal Nummer 73 gestritten wurde. Wer in diesem Chaos aus vielfarbigem, zersplittertem und moosüberwachsenem Beton ernsthaft nach vier Löchern vom Durchmesser einer Schuhcremedose suchen will, nimmt David Irving und seinesgleichen viel zu ernst – er hielte sie nämlich für beehrbar. «Zeigen Sie mir die Löcher, und ich lasse die Klage sofort fallen», hatte Irving immer wieder gerufen. Leider sind nun die Polen auf sein schmutziges Spiel eingestiegen. Ein vom Auschwitz Museum beauftragter Betonbautechniker wird in den nächsten Monaten das gesprengte Dach zentimeterweise kartografieren, auf der Suche nach den Löchern, durch die die Zyklon-B-Dosen in diese unterirdische Gaskammer heruntergelassen wurden. Die Klappen des anderen, oberirdischen Gaskammer-Modells liegen ganz offen zutage. Doch das genügt, damit sich keiner dafür interessiert. Für alles, was da ist, hat Irving eine groteske Erklärung. An dem, was fehlt, macht er seine Leugner-Thesen fest.

Auf dem Weg zurück, nach vier Tagen in Oświęcim, hat die Wiener Architektengruppe ein rührendes Reinigungsritual

erfunden. Wie Täubchen sassen sie zusammengedrängt in einem abgedunkelten Bahnabteil, hielten Plastikbecher mit Büffelgras-Wodka in der Hand und sangen, angeführt von Utes heller Stimme, zur Melodie des River-Quai-Marsches: «Hitler had only got one ball, Goering had two but they were small, Himmler had something sim'lar, but poor old Goebbels had no balls at all.» Draussen raste nachtschwarzes Polen vorbei.

Das Urteil

Wie wenig der Tag der Urteilsverkündung mit dem ganzen langen Prozess zu tun hatte, wie sehr er sich von den vorhergegangenen acht Wochen abhob und unterschied, zeigte sich am n. April an beinahe jedem Detail. Das Urteil, der natürliche Höhepunkt des ganzen Spektakels, wurde im gänzlich fremden Saal 36 gesprochen. Er sollte dem erwarteten Presse- und Besucherandrang besser entsprechen, war aber noch immer viel zu klein. Dieser neue und letzte Saal hatte keine beklemmend niedrige Decke wie die beiden alten, sondern sogar Eingänge in verschiedenen Stockwerken. So wurden die Besucher von den Beteiligten und der Presse getrennt. Jedes einzelne Einrichtungsstück schien vor Jahrhunderten von Hand geschnitzt worden zu sein. Wer immer eine Kulisse für ein viktorianisches Gerichtssaal-Drama braucht, fände sie hier, ohne dass Umbauten notwendig würden. Vertraut an diesem Saal war einzig die katastrophale Akustik.

Mit Ausnahme von Christopher Browning waren alle Gutachter der Verteidigung noch einmal in den Royal Courts of Justice erschienen. Draussen regnete es in Strömen. Prominent in einer mittleren Reihe sass der israelische Botschafter mit unbewegtem Gesicht, flankiert von zwei sichtlich schwer bewaffneten Sicherheitsleuten, was nicht zu den Gepflogen-

heiten in einem englischen Gerichtssaal gehört. Das kleine, beinahe familiär zusammengewachsene Häufchen der ständigen Journalisten war an diesem letzten Tag zu einer grossen, stossenden und drängelnden Masse angeschwollen. Auch die bislang Unpünktlichsten kamen eine Stunde zu früh.

Der Kläger David Irving, der immer zu den Pünktlichsten gehört hatte, kam dagegen spät. Er erschien ausserdem nur in Hemd und Weste, das Jackett trug er gefaltet über dem Arm. Das, was seit Wochen zu erwarten gewesen war, war erst am letzten Tag geschehen: Irving war auf dem Weg ins Gericht mit Eiern beworfen worden.

Selbst der übliche Saal-Clerk, der Damen-Drache, war ausser Dienst gestellt, stattdessen erschien zweimal ein Spitznasiger mit hoher Stimme und verlieh der Aufforderung Nachdruck, dass alle Handys auszuschalten seien – natürlich läuteten später trotzdem, als der Richter zu sprechen begonnen hatte, zwei Telefone. Der Kampf um die Presseplätze war beinahe gewalttätig. Als die meisten endlich sassen, herrschte mit einem Schlag wieder Chaos im Saal. Die Ursache war nicht gleich zu ergründen. Doch Journalisten benahmen sich wie Rowdys, kletterten über Bänke, stiessen mit den Ellbogen und drängten nach vorne. Sie rissen den schönen Mädchen der Rechtsanwaltskanzleien Papiere aus den Händen: das Urteil. Die schönen Mädchen schienen unter dem Ansturm zu verschwinden. So plötzlich die Kopien zur Verteilung gelangt waren, so schnell waren sie auch alle. Der Kommentator des «Guardian» fluchte. Er hatte keines bekommen. «Das», sagte ein anderer, «nennt man Antiklimax.» Denn die Journalisten begannen zu lächeln, ein paar stürzten bereits wieder hinaus, noch bevor es richtig angefangen hatte. Alle hatten sie zuerst

die letzte Seite, den letzten Satz aufgeschlagen. Dort stand: «Daher hat sich die Verteidigung erfolgreich gerechtfertigt.»

Es war vorbei, und Irving hatte verloren. Richter Gray erschien zum letzten Mal und verlas mit leiser, monotoner Stimme sein Urteil. Unerwartet scharf, dabei aber klar und wohlbegründet stellte der bisher so schweigsame Richter fest, dass David Irving ein Rassist, ein Antisemit, ein Holocaust-Leugner und absichtlicher Fälscher historischer Fakten ist. Ohne Zögern gewährte er David Irving dort Ehre, wo sie ihm gebührt. Er hob hervor, dass er Irvings Fähigkeiten als «Militärhistoriker» sowie seine Kenntnis des Zweiten Weltkriegs für ausserordentlich halte, und er erkannte an, dass ohne Irvings gewissenhafte Recherchen bestimmte historische Quellen unentdeckt geblieben wären. Doch, fügte er an, halte er das im vorliegenden Fall für belanglos.

Der einzige Punkt, in dem Gray den Verteidigern von Lipstadt nicht Recht gab, betraf die angeblich aus dem russischen Archiv entführten Glasplatten mit Goebbels' Tagebüchern. Das war zu erwarten gewesen. Lipstadt hat sich hier offensichtlich auf Hörensagen verlassen und zu leichtfertig Gerüchte wiedergegeben, die wohl schon deshalb zu stimmen schienen, weil sie Irving eines Vergehens bezichtigten. Richter Gray hält es auf Grund der Beweislage, zu der auch die entlastende Aussage des «Sunday Times» Journalisten Peter Millar gehörte, für nicht erwiesen, dass Irving einem mündlichen Abkommen mit den Russen zuwidergehandelt hatte, als er eine Glasplatte über Nacht mitnahm. Das kann bedeuten, dass der Fall Irving gegen den «Observer» und Gitta Sereny doch noch vor dem Richter landen wird.

Doch der Rest der verlesenen 64 Seiten war von vernich-

tenden Sätzen geprägt: «Ich bin davon überzeugt, dass in den meisten der von den Beklagten angeführten Beispielen Irving das, was das Material objektiv betrachtet belegt, signifikant verzerrt und falsch interpretiert hat.» Die Aussagen und Dokumente, die Irving, der Selfmade-Historiker, bei Hitlers Adjutanten und sonstigen Mitarbeitern rekrutiert hat, behandle er «unangemessen unkritisch, besonders dann, wenn sie der zeitgenössischen Dokumentation» widersprüchen. In bestimmten Teilen sei «Irving's Behandlung der historischen Fakten so pervers und ungeheuerlich, dass die Annahme schwerfällt, dass es aus Versehen geschah. [...] Es scheint mir unwahrscheinlich, dass diese Art von Fehlern unschuldig sein kann.» Die Natur dieser Fehler und Fehlurteile bewerte er daher als einen weiteren Hinweis auf die Absichtlichkeit der Verfälschung.

Doch das Verblüffendste an Grays Urteil ist, dass es ausschliesslich auf der Basis von Für und Wider, von Fakten und Indizien zu seinen Schlussfolgerungen kommt. Hier sprach ein Richter Recht, und er hat sich von den starken Emotionen, die der Gegenstand des Verfahrens bei allen Beteiligten und Beobachtern ausgelöst hat, nicht beeinflussen lassen. Noch einmal wiederholte Gray seine Auffassung, dass nicht die Geschichte Gegenstand des Verfahrens gewesen war, sondern die Art, wie Irving mit ihr umgeht. Er gab zu, dass die Unterscheidung fein sei. Trotzdem überschritt sein eigener Urteilspruch immer wieder diese Grenze.

Dabei war sie, solange es um die Fehlinterpretationen und Falsifikationen Irving's, um den Hitler entlastenden Drall in dessen Büchern ging, noch leichter zu ziehen. Wenn es für das Ereignis X diese und jene Quellen gibt und Irving sie in dieser und jener Weise zusammenfasst, andere überhaupt weglässt

und solche verwendet, die ausser ihm keiner für aussagekräftig hält, kann man das Ergebnis «irreführend» und «verzerrend» nennen. Zu diesem Urteil kam Gray in all den vielen, für die Verteidigung von Richard Evans zusammengetragenen Punkten; so entschied er für Irvings Darstellung der «Reichskristallnacht», für das Treffen Hitler-Horthy, für den Transport Berliner Juden nach Riga und für unzählige andere historische Details, denen Irving in seinen Büchern den ganz bestimmten Drall gegeben hat. Charles Gray fand klare und pädagogische Sätze dafür, was ein Historiker zu tun hat; bloss einem wie Irving muss man sie erst in Erinnerung rufen, und auch das ist vergebene Mühe. Diese Sätze antworteten oft direkt auf Irvings papierene Verteidigungen: «Ich akzeptiere, dass Historiker in dem Ausmass, in dem sie zitieren können, eingeschränkt sind. Aber es ist ihre Verpflichtung, dem Leser keinen verzerrten Eindruck durch selektive Zitierung zu geben.» Oder: «Ein objektiver Historiker ist verpflichtet, in seiner Herangehensweise an historische Quellen ausgewogen zu sein. Er kann nicht einfach, ohne guten Grund, bestimmte Dinge herausgreifen und andere weglassen.» Oder: «Obwohl ich akzeptiere, dass ein Historiker spekulieren dürfen muss, muss er es für den Leser klar erkennbar machen, wo er spekuliert und sich nicht auf etablierte Fakten bezieht.» Dennoch war es insgesamt eine absurde Rolle, in der Gray sich befand: Er musste entscheiden, was ein «objektiver Historiker» angesichts von Dokumenten, die ihm, Gray, erst im Lauf dieses Verfahrens bekannt geworden waren, zu schlussfolgern hat. Aber das ist die Aufgabe des Richters.

Beim zweiten grossen Komplex Auschwitz war die feine Grenze dann klar überschritten. Daran konnte auch Deborah

Lipstadt nichts ändern, obwohl sie, vom monatelangen Maulkorb endlich befreit, bei der anschliessenden Pressekonferenz empörte Klage führte, dass es «pervers» gewesen sei, vom «Holocaust vor Gericht» zu sprechen. Jedoch: David Irving hat über Auschwitz nie geschrieben. Er hat auch über den Holocaust nie geschrieben, er hat ihn höchstens da und dort, meist sehr versteckt, erwähnt, bevor er ihn 1989 aus allen seinen Büchern strich. Im Grunde hat er den Begriff immer lieber für das Bombardement von Dresden verwendet. Deshalb konnte es aber vor Gericht nicht um seine entstellende Darstellung gehen, sondern es ging um die Beweislage an sich. Robert Jan van Pelt musste dem Richter im Auftrag der Verteidigung vorführen, dass die Beweise für die massenhafte Vergasung von Menschen so überwältigend sind, dass es von Irving fahrlässig, unseriös, eben unhaltbar ist, sie zu bestreiten.

Gray schien Irving zuerst in einem Punkt Recht zu geben: Wenn man die Dokumentenlage isoliert betrachte, sagte er, gebe es wenig echte Beweise für die Existenz von Gaskammern, die nicht der Entlausung von Kleidung, sondern tatsächlich der Vernichtung von Menschen gedient hatten. Ausserdem sei es gerechtfertigt, Widersprüche und Unrichtigkeiten in den Aussagen von Überlebenden und Lagerpersonal aufzuzeigen. Doch ist es, nun auch diesem Urteil zufolge, völlig unhaltbar, bloss Dokumente gelten zu lassen. Über jüdische Überlebende sagt Irving mit Vorliebe, sie wären «alle ein Fall für psychiatrische Behandlung». Und Dokumente, die ihm nicht ins Konzept passen, wie die Kohle-Kalkulation des Ingenieurs der Bauleitung von Auschwitz, ficht Irving genauso an wie alle Zeugenaussagen.

Richter Gray folgte van Pelts Gutachten, das von der

«Konvergenz der Beweise» spricht: Erhaltene Blaupausen, Korrespondenzen, nachträgliche Umbauten der Gaskammern, Zeugenaussagen, Geständnisse und Nachkriegszeichnungen der Überlebenden geben zusammen ein hinreichend klares Bild davon, wie die Gaskammern von Auschwitz und Birkenau funktioniert haben. Er folgte auch van Pelt's Kalkulation, die den Ausbau der Verbrennungskapazitäten mit der Typhusepidemie in Beziehung setzt und zu dem Schluss kommt, dass die Nazis eben nicht, wie Irving argumentiert, all diese vielen Öfen bloss für Seuchentote gebaut haben. Da steckte ein viel grösserer Plan dahinter. Was die unseligen Löcher auf dem Dach von Krematorium II betrifft, wies der Richter bloss daraufhin, dass Irving dieses Argument erst relativ spät, nämlich 1998, zu verwenden begann, er die Existenz von Gaskammern jedoch schon viel früher, auf anderer Grundlage, geleugnet hat. Von all den anderen Anfechtungen Irvings, wie etwa die relativ geringe Zahl der in den Totenbüchern vermerkten Toten⁵⁶, oder der Tatsache, dass in den von den Briten abgefangenen Funkprüchen aus Auschwitz Vergasungen nie erwähnt wurden⁵⁷, zeigte sich Gray «wenig beeindruckt». Am Ende vieler Seiten, die sich einzig mit Auschwitz befassten, verlas Richter Gray unter dem Titel «Schlussfolgerung»: «Nachdem ich all die verschiedenen Argumente Irvings bedacht habe, mit denen er die konvergierende Evidenz der Verteidigung angegriffen hat, ist es meine Schlussfolgerung, dass kein objektiver, gerechter Historiker irgendeinen gerechtfertigten Zweifel daran haben kann, dass es Gaskammern in Auschwitz gab und dass sie vornehmlich dazu dienten, hunderttausende Juden umzubringen.»

Triumph und Irrtum

Vielen Befürchtungen zum Trotz hat Charles Gray nach 32 Verhandlungstagen ein kaum anfechtbares Urteil gefällt. Die Anwaltsfirmen begannen nach einem fanatischen Archivar zu suchen, der Interesse an siebenmal 92 Aktenordnern voller Holocaust-Dokumente haben könnte. Richard Rampton, der kettenrauchende, brillante Verteidiger der Beklagten, hat ein paar Shilling verloren, die er darauf gewettet hatte, dass Irving nicht in die Berufung geht. Irving, der bei der Urteilsverkündung im Gegensatz zu seiner normalen Konstitution sehr still und sehr rotgesichtig war und am Ende sogar durch einen zweiten Ausgang vor der Presse geflohen ist, hat gleich angekündigt, das Appellationsgericht⁵⁸ anzurufen. Noch am selben Abend verkündete er im Fernsehen: «Ich werde nicht aufhören, das zu schreiben, was ich für die wahre Geschichte halte.»

Weil es jeder grossen Show schwerfällt, zu Ende zu gehen, gab es nach der Urteilsverkündung noch eine Pressekonferenz im nahe gelegenen Waldorf Astoria Hotel. Dort waren die Rollen der vergangenen Monate vertauscht; Rampton stand ein bisschen verloren bei der Tür herum, rund um ihn traten ein paar seiner Experten von einem Fuss auf den anderen. Bloss Richard Evans war pausenlos beschäftigt; er stand wie angewurzelt in einer Ecke, nur das Fernsehteam, das ihn inter-

viewte, wechselte regelmässig. Es ist nicht bekannt, nach wie vielen Stunden er die erste Interviewpause eingelegt hat; denn selbst als die letzten Journalisten nach Ende der Veranstaltung gegangen waren, stand er noch immer dort und sprach in eine Kamera.

Auf der Bühne, im Scheinwerferlicht, sass dagegen Deborah Lipstadt und durfte endlich wieder reden. In den Augen hatte sie wilden Triumph, doch wollte sie ihm nicht ganz nachgeben. Sie war es sich selbst schuldig, dieses Urteil als das einzig richtige, gerechtfertigte, ja das einzig denkbare darzustellen – das erlaubt keine übermässige Erleichterung, bloss befriedigte Selbstbestätigung. «Die Wahrheit hat gesiegt», sagte sie mit ihrer immer ein bisschen zu lauten Stimme, und so sehr das stimmte, konnte dem, der auf die Zwischentöne lauscht, dabei dennoch frösteln wie bei der Lektüre ihres Buches. Lipstadt wurde gefragt, ob sie nach den Erfahrungen dieser letzten drei Jahre, die das Verfahren insgesamt gedauert hatte, das Buch wieder schreiben würde, und sie sagte laut: «Nein.» Nach einer Kunstpause und dem fragenden Geraune der zahlreichen Journalisten fügte sie an, dass sie es nun noch viel drastischer schreiben würde. Jedermann habe Gelegenheit gehabt, tief in die Abgründe von Irvings Geschichtsfälschungen zu blicken, und die seien schlimmer, als selbst sie je vermutet hätte. Schliesslich kamen ihr, der Starken, Kämpferischen, doch noch die Tränen. Sie erzählte, dass sie am vorhergehenden Abend von einem Auschwitz-Überlebenden angerufen worden sei: «Schlaf du nur, Deborah», habe er ihr gesagt, «wir bleiben heute alle wach.» Sie trägt einen grossen Rucksack moralischer Verpflichtung. In den einen Träger hat sie selbst schlafwandlerisch hineingefunden, in den zweiten hat man ihr dann hineingeholfen wie einer Dame in den Mantel.

Die Frage ist, ob diese Last sie beschwert oder ihr den Marsch nicht vielmehr erleichtert.

Auch die englischen Zeitungen triumphierten; es war offensichtlich, dass die Schlagzeilen-Macher ihre internen Zensoren, die *libel*-Juristen, an diesem Tag einfach umgerannt hatten. Mit «Nazi-Autor kriegt 2-Millionen-Rechnung» erschien der «Evening Standard» kaum drei Stunden nach der Urteilsverkündung. In all den Wochen zuvor hatte es viel vorsichtiger höchstens «historischer Autor bezweifelt Holocaust» oder so ähnlich geheissen. Die «Sun» schrieb: «Irving ist eine Schande für Britannien».

Stiege der Wahrheitsgehalt einer Behauptung mit ihrer gedruckten Wiederholung, wäre heute von David Irving kein Kragenknopf übrig: So tot und erledigt beschrieben ihn die englischen Zeitungen an jenem ersten Tag. Doch scheinen sie überhaupt dazu zu neigen, frisch gefällte Urteile zu unterstützen; so war es auch im Fall *Aldington vs. Tolstoy*. Auch damals gaben die Zeitungen dem ungerechten Spruch der Jury überwiegend Recht, Anlass zur Kritik sah man nur in der Entschädigungssumme von eineinhalb Millionen Pfund. Genau wie eine mit Schmerzensgeld heilbare Reputation gehört auch der tiefe Glaube an das hochstehende eigene Rechtssystem zu den britischen Traditionen.

Die programmierte Erleichterung und der Triumph haben erwartungsgemäss kritische Gegenstimmen provoziert. Sie kamen aus der britisch-patriotischen Ecke, wo der eigene Exzentriker noch immer mehr gilt als eine jüdische Frau aus dem Ausland. Irvings zwei «sub poena»-Zeugen meldeten sich schriftlich zu Wort. John Keegan beschrieb auf befremdliche Weise, wie gut aussehend und professionell Irving vor Gericht gewirkt habe, «ein grosser, starker Mann, exzellent geklei-

det», der agiere wie ein Anwalt der Queen's Bench und dessen «enorme Kenntnis der riesigen Menge an Material» vom Richter nun leider nicht anerkannt worden sei.⁵⁹ Das heroische Bild konterkarierte er drastisch mit Deborah Lipstadt: «Kaum ein Historiker hatte von ihr zuvor gehört, und die meisten werden auch froh sein, nie wieder von ihr zu hören.» Keegan, der über die vorschriftswidrigen, für die meisten Betroffenen tödlichen Auslieferungen von Kriegsgefangenen im Aldington-Tolstoy-Fall übrigens gemeint hatte, «solche Dinge» würde in Kriegen eben geschehen, ging noch ein Stück weiter: Deborah Lipstadt sei so dumpf, wie nur die politisch Korrekten sein können. Von Irving aber, wenn man ihn bloss liesse, könnten die Historiker noch viel lernen. Von der Polemik abgesehen, schien die Substanz seines Kommentars darin zu bestehen, dass er den «Nonsens» in Irvings Werk als bloss «kleinen Teil» veranschlagte, und Irving via Zeitung ausrichtete, dass die, deren Bewunderung er so sehr anstrebe, ihn im Stillen ohnehin bewundern würden. Donald Cameron Watt schrieb unter dem Titel «Die Geschichte braucht David Irvings»⁶⁰ ein erstes stringentes Psychogramm Irvings. Irving erliege als Historiker immer wieder den typischen Fehlern der Autodidakten, er weigere sich, hinter die Dokumentation zu blicken, und sei von Material, das seine Thesen belege, immer eher verleitet als gewarnt. Er liesse sich leicht von scheinbaren Verschwörungen verführen und davon, die Missetaten der angeblich «guten Seite» aufzudecken. Erst ganz am Ende macht Watt, nicht nachvollziehbar, die titelgebende Wendung. Er selbst wisse, schreibt Watt, dass der Holocaust stattgefunden habe, weil er unter Überlebenden aufgewachsen sei. Doch was würde geschehen, fragt er, wenn «alle Zeugen tot

sind? Die Wahrheit muss von Irving in Frage gestellt werden, damit sie am Leben bleibt.»

Beide Kommentare haben Entrüstung ausgelöst. Ihre Polemik hat Watt und Keegan Aufmerksamkeit verschafft, doch von ihren Befürchtungen abgelenkt. Die beiden alten Historiker sorgen sich um die Freiheit der Forschung. Auch wenn sie vergessen, dass Irving selbst den Fall vor den Richter gebracht hat, widerstrebt ihnen grundsätzlich, dass über die Kompetenz eines Kollegen vom Gericht entschieden wird. Beide wollen nach wie vor Teile von Irvings Werk vor der Verfemung gerettet, sie wollen Irvings Forscherfleiss anerkannt wissen. Sie weisen daraufhin, dass gerade Anarchisten, Dissidenten, Querdenker die Forschung zu jeder Zeit belebt haben, sie glauben daran, dass Nützliches auch in Irvings Büchern steckt, und sie hegen tiefe Abneigung gegen eine politische Korrektheit, die imstande scheint, Bücher, Gedanken, Ansätze um einer unberechenbaren «Moral» willen zu vernichten. Doch vermischen sie beide unbewusst den Anlassfall Irving mit dem sehr viel grösseren Bezugssystem, dem öffentlichen Umgang mit dem Holocaust.

Dabei ist selbst die geringste Frage, was nämlich von Irving als historischem Autor bleibt, gar nicht leicht zu beantworten. Richter Grays Urteil, vielmehr noch das Gutachten von Richard Evans haben zwar Irvings Bücher endgültig und anhand unzähliger Beispiele als betrügerische Machwerke enttarnt. Auch wenn «Geschichte» draufsteht, ist doch nur üble Propaganda drin, die keinen seriösen Bezug zu den tatsächlichen Vorgängen hat. Diese Bücher dennoch für irgendetwas zu verwenden, kann nur dem erfahrensten Fachmann geraten sein, und gerade der wird sich vor der Arbeit hüten, die ihm Irving macht: Ohne umfassende Sicherheitsvorkeh-

rungen wird jemand weder eine These noch ein Dokument benützen wollen, wenn sie von Irving in Umlauf gebracht worden sind. Damit haben all die Funde Irvings ihren Wert so gut wie verloren. Durch das verfilzte Netz von Verzerrungen und Lügen, in das Evans Einblick gewährte, hat Irving sich und sein Material restlos diskreditiert. Doch hätte es dazu dieses Urteils gar nicht bedurft: «Irving hat sich in der Vergangenheit darauf verlassen, und er verlässt sich auch noch heute darauf: dass seine Leser und Zuhörer, seine Rezensenten und Interviewer entweder nicht genügend Zeit oder Sachkenntnis haben, um tief genug zu den Quellen seiner Arbeit vorzudringen und all die Verzerrungen, Unterschlagungen und Manipulationen zu entdecken», schreibt Evans – das sollte vielen von Irvings Verteidigern, gerade auch Watt und Keegan, die die Sachkenntnis haben müssen, zu denken geben.

Trotzdem soll man sich keine Illusionen machen. Irving mag unter Fachleuten nun noch ein bisschen mehr diskreditiert sein, als er es schon seit 1989, seit seiner «Konversion» durch Leuchter, ist. Diese Fachleute, die «seriösen Historiker», als deren Antithese er sich inszeniert, hat er zwar zwingen wollen, ihn anzuerkennen. Doch für sie hat er nie geschrieben. Geschrieben hat er immer für jene, die sich für den Zweiten Weltkrieg und die Nazis interessieren, denen die Bücher der «seriösen Historiker» aber zu kompliziert sind. Sie sind und bleiben Irvings empfängliches Publikum. Und das Gedächtnis dieser Leser, sofern sie nicht bereits zum aktiven Sympathisantenkreis Irvings gehören, ist so kurz wie das der Medien. Irving, der es immer verstanden hat, sich Gehör zu verschaffen, mag sich mit diesem Prozess-Spektakel auf kurze

Sicht verkalkuliert haben, doch auf lange Sicht gewinnt er immer. Für ihn gilt, mit umgekehrten Vorzeichen, dasselbe wie für einen Rechtschaffenen, über dessen unschuldige Verwicklung in eine Affäre man bedauernd sagt: «Es bleibt immer etwas kleben.» Für Irving, der mit aller Macht seine Umwelt zwingt, sich mit ihm zu befassen, und die dabei ständig nur Lügen und Verdrehungen zutage fördert, springt am Ende doch immer etwas Vorteilhaftes heraus. Und sei es nur, wie in diesem Fall, das gigantische Medieninteresse, die daraus folgende Ankurbelung seines Buchvertriebs und die Hoffnung auf einen neuen, rechtsextremistischen Mäzen.

Zwar ist das Urteil «eines der vernichtendsten, das je über einen englischen Kläger gekippt worden ist»⁶¹. Doch in ein paar Jahren wird es heissen, «David Irving, der einen grossen Verleumdungsprozess verlor», und das wird genau so viel oder wenig Bedeutung haben wie schon bisher der Satz «David Irving, der wegen seiner Ansichten in mehreren Ländern Einreiseverbot hat».

Irving bleibt ein besonderer Fall. Er hat nicht bloss, wie seine Mitstreiter, nur Auschwitz, die Gaskammern, die Massenvernichtung der Juden durch die Nazis attackiert und geleugnet, nein, er hat gleich die ganze Geschichte des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs umgeschrieben. Er hat ein breites pseudohistorisches Fundament gelegt, auf dessen Basis die anderen umso bequemer lügen und leugnen können. Doch nach diesem Gerichtsverfahren und den dafür erstellten Gutachten ist auf viele Jahre das Thema Holocaust-Leugner als wissenschaftliche Herausforderung erledigt. Zu den Thesen der Leugner und ihrer Widerlegung ist alles gesagt. Eben weil Irving als einziger sich nicht nur auf die Funktionsweise der Massenvernichtung beschränkt hat, ist mit einem sorgfält-

tig durchleuchteten Irving der ganze Leugner-Verein überführt. Noch mehr als vor dem Prozess ist Irving, mit dem drastischen Ausspruch eines der involvierten Anwälte, «so wichtig oder unwichtig wie ein Stück Hundescheisse am Schuh – nur solange es an einem klebt, ist es wichtig, es loswerden.»

Peter Longerich, einer der Experten-Gutachter aus Lipstadts Team, hat nach dem Urteil versucht, Auswirkungen des Prozesses auf die Geschichtswissenschaft zu formulieren.⁶² Die Veränderungen, die er forderte, waren rein infrastruktureller Natur. Die wichtigsten Dokumente zum Holocaust müssten besser und schneller zugänglich sein. Denn die Geschichtsschreibung des Holocaust stecke in vielen Bereichen noch in der Grundlagenforschung fest. So sei der genaue Verlauf der Deportationen erst lückenhaft rekonstruiert, ebenso die Geschichte einer Reihe von Vernichtungslagern. Longerich wies darauf hin, dass es in Deutschland einen dem Holocaust gewidmeten Lehrstuhl genauso wenig gibt wie regelmässige Konferenzen und Tagungen zum Thema: «Diese offenkundigen Defizite in der wissenschaftlichen Infrastruktur stehen in bemerkenswertem Gegensatz zu der Relevanz, die das Thema in der Öffentlichkeit besitzt.»

Der Gegensatz ist in der Tat bemerkenswert. Die öffentliche Diskussion rund um den Holocaust dreht sich in den letzten Jahren doch vor allem um ein «Zuviel» und «Genug», wie etwa in der Walser-Debatte. Und das ist nicht nur in Deutschland so. Erst hat es Jahrzehnte gedauert, bis der Holocaust den Platz im öffentlichen Bewusstsein erlangt hat, der ihm zusteht, dann soll die Auseinandersetzung beendet werden, noch bevor die Forschung ihre Arbeit erledigt hat. In den Vereinigten Staaten und Grossbritannien ist inzwischen der Umgang

mit dem Holocaust und sein Einfluss auf nationale Psychen zu einem eigenen Forschungsthema geworden. Der amerikanische Universitätsprofessor Peter Novick hat in seinem Buch «The Holocaust in American Life»⁶³ komplex nachgezeichnet, welche identifikatorische Bedeutung die Erinnerung an den Holocaust erst für die amerikanischen Juden, schliesslich für alle Amerikaner im Lauf der Jahrzehnte bekam. Novick findet auch ein paar unbequeme Antworten dafür, warum das Bewusstsein um den Holocaust erst mit der Verzögerung von Jahrzehnten an die Oberfläche des öffentlichen Bewusstseins kam. Es waren nicht die Überlebenden, die aufgrund von Schock und Trauma nicht sprechen konnten, sondern es war die Gesellschaft rund um sie herum, die aus vielen Gründen nicht wollte, dass sie sprachen. Einer dieser Gründe war: Die Vernichtung der europäischen Juden war gleich nach dem Krieg als eines der grossen politischen Themen von den Kommunisten besetzt worden – das reichte, dass nicht nur in den Vereinigten Staaten automatisch als Kommunist verdächtigt wurde, wer den systematischen Massenmord bloss erwähnte. Ein anderer Grund war, dass sich Freund und Feind nach 1945 dramatisch verändert hatten. Die Russen, die immerhin Auschwitz befreit hatten, waren zum verhassten Gegner im Kalten Krieg geworden, dagegen das Deutschland Konrad Adenauers, konzentriert mit dem Wiederaufbau beschäftigt, zum wichtigen demokratischen Bündnispartner der Vereinigten Staaten in Mitteleuropa.

Der Umgang mit der Erinnerung an den Holocaust war sofort nach seinem Ende zur politischen Agenda geworden und ist es bis heute geblieben. Die Auswirkungen reichten vom unnatürlichen, verräterischen Schweigen der ersten Jahrzehn-

te zu dem, was heute polemisch das «Shoah Business» oder, wie das demnächst erscheinende Buch von Norman G. Finkelstein, «The Holocaust Industry» genannt wird. Es ist dieser Aspekt, in dem der Prozess um David Irving eine gewisse Rolle spielte: der politische Aspekt des Holocaust, nicht der historische.

Was geschehen ist, steht als Tatsache nicht zur Diskussion. Die praktischen Details des gewaltigen Verbrechens noch besser zu erforschen, ist theoretisch den Fachleuten der Wissenschaft überlassen. Doch die andere, die grössere Frage geht über die Wissenschaft weit hinaus. Es ist die Frage, wie die Gesellschaft mit der Erinnerung umgeht. Es ist die Frage nach dem Sinn und Nutzen von Holocaust-Mahnmalen, nach Geld und Infrastruktur für die Forschung und nach dem Ausmass von entsprechendem Unterricht in den Schulen. Es geht auch um die Berechtigung einer Gesetzgebung, die, so wie in den so genannten Nachfolgestaaten Deutschland und Österreich, den Leugnern des Holocaust bewusst das Recht auf freie Meinungsäusserung verweigert, sie damit zu etwas Besonderem macht und in eine schwer kontrollierbare Illegalität treibt. Es geht um die Verpflichtungen, die uns der Holocaust auferlegt. Es geht um die Frage seiner «Einzigartigkeit». Es geht um die Gefahr seiner Dogmatisierung.

Im angloamerikanischen Raum wird diese Diskussion in einem Ausmass geführt, das sich mit Deutschland nicht vergleichen lässt. In einem zutiefst kritischen Aufsatz hat der englische Historiker David Cesarani einige der Stimmen zusammengefasst, die ihm die «Unwilligkeit zur Erinnerung» zu belegen scheinen⁶⁴. Den Satz, «als Reaktion auf den Versuch, den Holocaust zum Zentrum unserer Zivilisation zu machen,

könnte eine neue Form des Antisemitismus im 21. Jahrhundert entstehen», den er im «Spectator» gefunden hatte, bezeichnete er mit gewissem Recht als «sich selbst erfüllende journalistische Prophezeiung». Bitter verwirft Cesarani das Argument, dass erst die «Institutionalisierung» des Holocaust in Museen und Ausstellungen, die im vergangenen Jahrzehnt deutlich zugenommen haben, die Leugner auf den Plan ruft. Dabei rechtfertigen wirklich viele dieser – amerikanischen – Institutionen, abgesehen vom Bildungsauftrag, ihre Existenz vor allem mit der Notwendigkeit, Holocaust-Leugnern entgegenzutreten. In einem Land, in dem sich legal Neonazi-Gruppen formieren und ihren paramilitärischen Freizeitaktivitäten nachgehen dürfen, sind automatisch militante jüdische Gruppen entstanden, die solche Entwicklungen beobachten, Material sammeln und ungerührt Akten anlegen über jeden, der verdächtig scheint. Alles ist auf eine Weise verwoben und verwickelt, dass sich Ursache und Folge nicht mehr trennen lassen. Peter Novicks Buch nennt Cesarani einen «problematischen intellektuellen Rückschlag», weil Novick behauptet, die amerikanischen Juden selbst hätten den Holocaust auf die amerikanische Agenda gesetzt. «Auf dem globalen Marktplatz moralischer Werte scheint der Holocaust eine Instanz des Bösen zu sein, auf die sich alle einigen können. Doch erst die Globalisierung der Medien hat den Holocaust allgegenwärtig gemacht, nicht andersherum», meint Cesarani. Die Frage, wer den Holocaust zu was gemacht hat und wohin das nun führt, ist jedenfalls in letzter Zeit zum grossen Thema im englischsprachigen Raum geworden. Inzwischen arbeitet auch Cesarani an einem Buch darüber.

So paradox es klingen mag: An dieser grossen Diskussion

nimmt nun David Irving, obwohl er ihren Ausgangspunkt und Kern ableugnet, nichtsdestotrotz teil. Vom extremistischsten Standpunkt, den man hier nur beziehen kann, sticht er in eine Debatte hinein, die allerdings auch ohne ihn mit derselben Erbitterung geführt würde und in der westlichen Welt seit Jahren geführt wird, eine Debatte, die ohne Lösung scheint und die empfindlich sein kann wie ein Minenfeld. Auf unheimliche Weise scheinen manchmal die Standpunkte, die Irving dabei bezieht, wiewohl ins Groteske verzerrt und aufgebläht, jeweils deren sensible Teile zu beleuchten.

Es ist zum Beispiel kein Zufall, dass Irving und die anderen Leugner von einer unumstösslichen Annahme ausgehen: davon, dass alle Augenzeugen und Überlebenden unglaubwürdig sind. Der Fall Benjamin Wilkomirski hat ihnen neues Propagandamaterial an die Hand geliefert. Mehr als einmal fragte Irving vor Gericht die Historiker im Zeugenstand genüsslich, ob sie auch von den vielen internationalen Literaturpreisen gehört hätten, die dieser Mann bekommen hatte, obwohl er niemals in einem Konzentrationslager gewesen sei. «Woher wissen wir», fragte Irving schadenfroh, «dass es nicht tausende Wilkomirskis gibt?»

Doch schon lange vor dem unerfreulichen Fall Wilkomirski waren die Aussagen der Überlebenden in eine gewisse Kritik geraten. Deshalb konzentrieren sich Holocaust-Leugner darauf: weil sie mit Berechnung nach allem greifen, was ihnen nicht als niet- und nagelfest bewiesen, bestätigt und für alle Ewigkeit als «Wahrheit» eingefroren scheint – auch aus diesem Grund haben die, die Leugner aktiv bekämpfen, oft genau diese Tendenz. Sie gleichen sich ihren Gegnern an.

Bestimmte Details und vermeintliche Ausschmückungen

von Zeitzeugen haben Anlass zur Nachfrage und Nachprüfung gegeben. Das ist ganz natürlich. Aber während jedem klar ist, dass fünf Zeugen eines Verkehrsunfalles normalerweise fünf verschiedene Versionen liefern, schien es lange Zeit undenkbar, die Aussage eines Überlebenden von Auschwitz auch bloss in Details in Frage zu stellen. Das hat sich inzwischen geändert. So sehr die persönlichen Erinnerungen als solche respektiert werden müssen, so sehr ist es notwendig, dass die Forschung jedes überlieferte Detail auf seine Plausibilität überprüft – das ist auch die erste Aufgabe der Geschichtsschreibung. Der 25 Meter hohe Berg von Schuhen, den Kurt Gerstein in Treblinka gesehen haben will, ist nur ein Beispiel dafür. Deborah Lipstadt selbst machte Erfahrungen mit Überlebenden, die erzählten, dass sie bei ihrer Ankunft in Auschwitz von Mengele selektiert wurden: «Dann fragt man sie nach ihrem Ankunftsdatum, und man sagt ihnen, ‚hm, Mengele war damals gar nicht in Auschwitz‘. Dort gab es viele Ärzte, und irgendwie wurden sie alle [in der Erinnerung der Überlebenden, E.M.] zu Mengele.»⁶⁵

Der Holocaust hat, so wie alle grossen Verbrechen der Geschichte, über die Jahrzehnte seine eigene Fabel entwickelt. Gerichtsprozesse, Filme, Bücher und Dokumentationen haben Erinnerungen beeinflusst, auch verfälscht, wie Richter Gray in seinem Urteil zu bedenken gibt. Aber der Forscher hat Möglichkeiten, die für ihn relevanten Aussagen zu überprüfen und gegeneinander abzuklären. Robert Jan van Pelt etwa bezieht sich in seinem Gutachten über die Funktionsweise der Gaskammern auf bloss eine Handvoll Aussagen jener, die in den Sonderkommandos gearbeitet haben. Diese Aussagen bewertet er als so gut wie unverfälscht. Sie wurden alle gleich

nach dem Krieg gemacht, noch bevor die Gaskammern als Tatsache überhaupt sehr in das öffentliche Bewusstsein gedrungen waren. Die ausgewählten Aussagen zeichnen sich durch besondere Detaildichte, durch ein klares Erinnerungsvermögen aus und stimmen mit den erhaltenen Plänen der Räume überein. Van Pelt hat diese spezielle Auswahl nicht einmal extra für David Irving und seine wohlbekannte Taktik massgeschneidert; diese Skepsis und Vorsicht gehören unabdingbar zum wissenschaftlichen Arbeiten. Irving fiel dann vor Gericht nicht mehr dazu ein, als eine Kehrtwendung vorzunehmen und über die geringe Anzahl der Zeugen zu höhnen, die nun also den Tod von Millionen beweisen sollten.

In diesem Zusammenhang ist es ein logisches Ergebnis einer Entwicklung und ein sinniger Abschluss des 20. Jahrhunderts, dass gerade den Erinnerungen der Überlebenden ein gigantisches Denkmal gesetzt wurde, und zwar völlig ungeachtet ihrer historischen Faktizität. Steven Spielberg hat auf der ganzen Welt Millionen von Dollar dafür gesammelt, dass möglichst viele Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden auf Video aufgezeichnet wurden und in Zukunft ausgewertet werden können. Die 50'000 Interviews, die seine «Shoah-Foundation» in Los Angeles innerhalb von nur fünf Jahren geführt hat, stellen die seit Langem umstrittene «oral history» schon wegen ihrer schieren Masse vor ganz neue Aufgaben. Vielleicht werden sie auch zu neuen Methoden und Erkenntnissen führen. Gerade Historiker haben dieses Unternehmen immer wieder kritisiert, weil sie sich für die Forschung nichts Weiterführendes von Interviews erwarten, die erst über 50 Jahre nach den Ereignissen geführt und zweifellos von der starken öffentlichen Präsenz des Holocaust beeinflusst und verändert wurden. Doch hat Spielbergs Anstrengung viel we-

niger mit Geschichtsforschung zu tun als eben mit der Politik der Erinnerung. Allen Überlebenden, die zu berichten wünschen, soll damit der Respekt erwiesen sein. Auch ihre Geschichte ist nun gehört, auch ihre Geschichte für die Nachwelt aufgezeichnet worden. Und es ist kein Zufall, dass die Holocaust-Leugner gleich an zweiter Stelle kommen, wenn Spielberg selbst die Gründe für die Notwendigkeit dieses Stimmen- und Gesichterarchivs aufzählt.⁶⁶ Die Erinnerung wird für die Zukunft aufgezeichnet und in Kassetten verpackt, auf, wie Spielberg glaubt, verlässlichere Weise als das traditionelle Weitererzählen und Aufschreiben der bisherigen Generationen. Je mehr Menschen auf Videobändern von ihrem persönlichen Schicksal während der Verfolgung durch die Nazis berichten, desto weniger könne die Tatsache des Holocaust in Zukunft angezweifelt werden, in einer Zukunft, in der niemand mehr leben wird, der dabei gewesen ist, und in der der Holocaust in noch viel grösserem Mass den Experten und Historikern überlassen sein wird als im Gerichtssaal 73, in dem hin und wieder Überlebende auf den Zuschauerrängen zu weinen begonnen haben.

Der Prozess um David Irving war ein grelles Schaumkrönchen, das sich auf der Oberfläche einer existenziellen Frage kräuselte. Diese Frage bleibt, gähnend, schwarz und weit offen, der westlichen Gesellschaft weiterhin gestellt, seit sich gut erzogene, zivilisierte und psychisch durchschnittlich gesunde Menschen Gaskammern ausgedacht und sie in die Tat umgesetzt haben. Doch zu den Schaumkrönchen gibt es zum Glück Sub-Fragen. In Bezug auf das geklitterte Geschichtsbild der Holocaust-Leugner und seine Fabrikation hat der Prozess viele dieser kleineren Fragen beantwortet. In Bezug dar-

auf, wie mit Irvings und Co. gesetzlich und gesellschaftlich umgegangen werden soll, sind auch die kleinen Fragen noch offen. Doch scheinen verschiedene Systeme mehr Chancen zu eröffnen als eine einheitliche Lösung. Dass Irving in Deutschland und Österreich seine Parolen nirgends äussern, ja dass er nicht einmal mehr einreisen darf, scheint aufgrund der historischen Lasten und Pflichten richtig, vielleicht nicht für immer, aber noch eine gute Zeit lang. Dass er in den Vereinigten Staaten predigen und hetzen darf und dafür von der Macht einer selbstbewussten und gut organisierten Zivilgesellschaft bestraft wird, ist nur gerecht und vielleicht die beste Lösung unter vielen schlechten. Dass Irving in seiner Heimat Grossbritannien sogar die Möglichkeit hat, zu seiner «Ehrenrettung» den Gerichtshof der Königin anzurufen, muss im Sinne von Aufklärung und demokratischer Konfrontation nicht falsch sein. Dass dieses Urteil ergangen ist, ist jedenfalls fürs Erste beruhigend.

Das Urteil von Richter Charles Gray war für viele ein Triumph. Doch genauso wenig, wie dieser Triumph anhalten wird, wird er ganz vergeblich gewesen sein. Der weise Neil Ascherson stellte sich die Frage, ob Deborah Lipstadt in demselben Ausmass gewonnen habe, wie Irving verlor. Eine Schlacht habe sie gewonnen, doch der Krieg werde weitergehen, gab ihm ein Anwalt zur Antwort. Insgesamt, schrieb Ascherson, mag dieser Sieg ihrem Kampf gar nicht sehr genutzt haben: «Ein englisches Gericht ist für das Recht da, nicht für die Geschichte. Richter Gray hat nicht gesagt, ob der Holocaust in einem weiteren Kontext von Krieg und Genozid gesehen werden muss oder nicht. Das überliess er Irving und Lipstadt, die darüber bis an ihr Lebensende weiter streiten werden.»⁶⁷ Erste ernsthafte Bedenken äusserte Don Gutten-

plan: «Lipstadt hat verdient gewonnen. Aber der Ansporn, den ihr Sieg den Anstrengungen einiger ihrer Unterstützer wie der Anti Defamation League geben wird, nicht nur die öffentliche Diskussion des Holocaust, sondern auch die amerikanisch-israelische Politik zu kontrollieren, ist wahrlich kein Grund zum Feiern.»⁶⁸

In Israel wird darüber nachgedacht, das Urteil des Charles Gray in Buchform zu publizieren und im Schulunterricht zu verwenden. Weiterhin werden Stimmen in England danach rufen, den *libel act* zu reformieren. Ernst Zündel hat sich vom Süssholz raspelnden Unterstützer zum vehementen Gegner Irvings gewandelt: Dieser arrogante Engländer, der alles immer alleine machen wolle, habe der Sache der Revisionisten mit diesem Prozess bloss Schaden zugefügt. Richard Rampton arbeitet sich für seinen nächsten Fall in die Problematik von empfängnisfordernden Pillen ein. In Auschwitz gibt es zwischen den Polen und potenziellen jüdisch-amerikanischen Geldgebern seit Jahren keine Einigung darüber, wie das Areal des Konzentrationslagers bewahrt und als Museum sinnvoll umgestaltet werden kann. Stattdessen wird nun nach den Löchern im Dach gesucht. Deborah Lipstadt schreibt an ihrem persönlichen Erlebnisbericht zum Prozess. Danach wird sie zu der Forschungsarbeit zurückkehren, die sie deswegen vernachlässigt hat und die bislang den Arbeitstitel «Amerika gedenkt des Holocaust» trägt. Was Irving betrifft, sagte sie, freue sie sich schon darauf, ihn von nun an wieder ignorieren zu können. Doch wird sie zweifellos weiter dafür hartnäckig Sorge tragen, dass der Holocaust nicht von den falschen Leuten ins falsche Licht gesetzt wird. Mit Sicherheit lässt sich der-

zeit ausserdem sagen, dass David Irving wieder einen grossen «Real History»-Kongress organisiert, der, mit «wunderbaren Sprechern» und «grossartigen gesellschaftlichen Ereignissen», im Herbst in Cincinnati stattfinden wird. Interessierte können sich bereits anmelden. Dieser Kongress wird von der Möglichkeit, dass David Irving bis dahin in England wegen der Gerichtskosten für bankrotterklärt werden wird, nicht im Mindesten betroffen sein, versichert er. Seine Wohnung im teuren Londoner Mayfair, das hat er bereits verkündet, würde er der Bank ohnehin ohne Bedauern überlassen: Es wohnten längst zu viele Dunkelhäutige in der Gegend.

Ich danke der Feuilleton-Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, die mir für meine Berichte vom Londoner Irving-Prozess in einem selbst für sie aussergewöhnlichen Ausmass Zeit und Platz gewährt hat. Die Londoner Reportagen erscheinen hier in teilweise überarbeiteter Form im Kapitel «Der Prozess».

Das Buch ist meinem Vater Hans Menasse gewidmet. Er hat mir von klein auf mit Begeisterung vom «typisch englischen Fair Play» erzählt.

Anmerkungen

- 1 Deborah E. Lipstadt, *Denying the Holocaust – The Growing Assault on Truth and Memory*, 1994. Im Folgenden wird aus der Taschenbuchausgabe zitiert, Plume/Penguin, New York 1994
- 2 Tagesspiegel, 18. Januar 2000
- 3 Don Guttenplan, *The Holocaust on Trial*, in: *Atlantic Monthly*, Februar 2000, S. 48
- 4 *Daily Mail*, 12. April 2000
- 5 Tagebucheintrag Irvings vom 3. Juni 1992, zitiert nach »discovery«-Material der Verteidigung
- 6 *Daily Telegraph*, 12. April 2000
- 7 *Die Zeit*, 6. April 2000
- 8 Ebda
- 9 *Daily Mail*, 12. April 2000
- 10 *New York Review of Books*, 16. Oktober 1996
- 11 Paul Berman, »Village Voice«, Juni 1981, zitiert nach Lipstadt, S. 161
- 12 In: »The Holocaust on Trial«, gesendet in Großbritannien auf Channel 4 am 29. April 2000
- 13 Eröffnungsrede Richard Ramptons am 11. Januar 2000
- 14 Lipstadt, S. 158
- 15 Alles zitiert nach van Pelts Gutachten, S. 324f.
- 16 Van Pelt, S. 325f.
- 17 Aus dem Film »Mr. Death – The Rise and Fall of Fred Leuchter« von Errol Morris, USA 1999
- 18 Rede Irvings vor Anhängern in Toronto am 8. November 1990
- 19 Zitat aus »Mr. Death«

- 20 Den «Völkischen Beobachter» hat er jedoch eine Zeit lang dort hängen gehabt. Atlantic Monthly, S. 58
- 21 Atlantic Monthly, S. 51
- 22 Aus Lipstadts schriftlicher Zeugenaussage, Absatz 3
- 23 Lipstadt, S. 26
- 24 Ebda, S. 24
- 25 Lipstadt, S. 20
- 26 Ebda, S. 28
- 27 Ebda, S. 184
- 28 Ebda, S. 17
- 29 Ebda, S. 26
- 30 Ebda, S. 222
- 31 Ebda, S. xiii
- 32 Ebda, S. 26
- 33 Ebda, S. 209f
- 34 Zitiert nach Die Zeit, 6. April 2000
- 35 Evening Standard, 11. April 2000
- 36 Rubinstein, Michael: «Wicked, Wicked Libel», Routledge and Kegan Paul 1972, S. 143. Rubinstein war zwanzig Jahre lang auch Irvings Rechtsvertreter. Auf sein persönliches Verhältnis zu Juden befragt, sagt Irving gern, dass er einmal zur gleichen Zeit «einen Juden als Anwalt und einen als Verleger» gehabt habe – Letzteres bezieht sich auf Georges Lord Weidenfeld, in dessen Verlagshaus viele von Irvings Büchern verlegt wurden. Rubinstein dagegen sagte dem Journalisten Don Guttenplan, er sei kein Jude. Siehe dazu auch «Atlantic Monthly», S. 59
- 37 Washington Post, 3. April 1996
- 38 Ebda
- 39 New York Times, 2. Juni 1996
- 40 Im selben Jahr wurde übrigens das Gesetz geändert, und die Frist, die zwischen der Veröffentlichung des vermeintlich verleumderischen Materials und der Klage vergehen darf, wurde von drei Jahren auf ein Jahr herabgesetzt.
- 41 Seine eigene Darstellung weicht davon nicht sehr ab. Er berichtete, dass ihn die misstrauischen Archivare erst einliessen, nachdem er ihnen ‚Hitler’s War‘ auf Russisch überreicht und sich somit als legitimer Forscher ausgewiesen hatte.

- 42 Im April 1983 war es übrigens David Irving, der die «Stern»-Pressekonferenz mit dem lauthals geäusserten Verdacht durcheinander brachte, dass die soeben vorgestellten, «sensationellen» Hitler-Tagebücher eine Fälschung sein könnten. Bis heute wird das Irvings Fachwissen zugutegehalten, dabei hat er schon eine Woche später seine Meinung wieder geändert, möglicherweise, um sein eigenes Buch «The Secret Diaries of Hitler's Doctor» besser zu vermarkten, das zufälligerweise gerade erschienen war.
- 43 Ian Mitchell, *The Cost of a Reputation*, erstmals erschienen 1997, im Folgenden zitiert aus der Taschenbuchausgabe von 1998, S. 155
- 44 Peter Carter-Ruck, Anwalt und unumstrittener englischer Doyen des *libel*-Rechts, in: «Law Society Gazette», 10. Dezember 1997
- 45 *Atlantic Monthly*, S. 62
- 46 Genau genommen sind es bloss 26 Jahre. Der Fall *Broome vs. Cassell & Co Ltd and David Irving*, in dem Irvings eigenes Buch «Die Zerstörung des Konvoi PQ 17» für Captain Broome Anlass zur Klage war, wurde 1970 verhandelt. Irving und sein Verlag verloren. Die Entschädigung für Broome betrug 40'000 Pfund.
- 47 Das Detail mit den Cornflakes beruhte übrigens auf einem Übersetzungsfehler. In dem Zug wurden Haferflocken mitgeführt.
- 48 Das Aschenfeld von Birkenau liegt neben Bunker II, in dem die ersten Vergasungen durchgeführt wurden. Das war, bevor die Krematorien fertig waren. Die Opfer wurden direkt daneben in ein Massengrab geworfen. Doch hat man die Grube überfüllt. Die Folge war, dass sich Gestank ausbreitete und die Erde sich wegen der Verwesung darunter zu bewegen begann. Als Himmler im Juli 1942 zu Besuch kam, gab er den Auftrag, das Massengrab wieder aufzudecken und die Leichen darin zu verbrennen.
- 49 Belzec, Sobibór und Treblinka, jene Lager, die keinem anderen Zweck dienten als der sofortigen Vernichtung aller Ankömmlinge, waren zu diesem Zeitpunkt bereits in Betrieb.
- 50 Die Öfen in Auschwitz und Birkenau waren keine Kremierungsöfen, in denen die Flammen den Körper ja nicht erreichen und ihn nur so weit erhitzen, dass er in Asche zerfällt, sondern Verbrennungsöfen. Sie verstiessen damit gegen geltendes deutsches Gesetz. Die Konstrukteure dieser Öfen haben ge-

wusst, dass hier nachher niemand fein säuberlich getrennte Aschen zu Bestattungszwecken verlangen wird.

- 51 Das Dach liegt heute praktisch flach auf dem ehemaligen Fussboden. Jenes von Krematorium III dagegen ist so in Stücke zerrissen und als Dach nicht mehr existent, dass nicht einmal die Holocaust-Leugner dort den Nachweis von Löchern fordern.
- 52 Robert Jan van Pelt hat das Foto, das erst 1979 freigegeben wurde, von der NASA testen lassen. Die Aufnahme zeigt die «Löcher» in Form von kleinen kaminartigen Türmchen, angeordnet im Zick-Zack, nicht in einer Linie – genau wie sie von Zeugen beschrieben worden sind. Die NASA erklärte das Foto als authentisch.
- 53 Atlantic Monthly, S. 66
- 54 Jener Raum im Stammlager von Auschwitz, der «heute den Touristen als Gaskammer gezeigt wird», wie Irving zu sagen pflegt, *war* eine Gaskammer. Mindestens zehntausend Menschen wurden darin vergast. Der Raum wurde allerdings noch von den Nazis mehrmals baulich verändert und knapp vor Kriegsende als Not-Operationsraum und Luftschutzbunker benutzt. Nach dem Krieg rekonstruierten die Polen den Raum so, wie sie dachten, dass er als Gaskammer gewesen sei. Sie haben dabei Fehler gemacht. Nicht nur im Hinblick auf Leugner wie Irving ist zu kritisieren, dass diese besonderen Umstände vor Ort auch heute noch nicht erläutert werden.
- 55 Das bezieht sich auf ein Zitat des ersten, gemässigten Treffens. Auf Horthys direkten Vorwurf, man könne die Juden doch nicht einfach umbringen, sagt Hitler ausweichend, das sei auch gar nicht unbedingt nötig. Wie gesagt, änderte sich die Stimmung am zweiten Tag eklatant. Es ist ein eindringliches Beispiel dessen, was Gitta Sereny Irvings «clevere Mischung von Wahrheit und Unwahrheit» nennt.
- 56 Wer zunächst als Lagerhäftling aufgenommen und registriert war, dessen Tod wurde später auch in den Totenbüchern verzeichnet. Doch die hunderttausenden Schwachen, Kranken, Alten, Frauen und Kinder und all jene, die nur zum Sterben nach Birkenau gebracht und nach der Ankunft sofort in die Gaskammern geschickt wurden, scheinen nirgends auf. Um ihre Zahl abzu-

- schätzen, greift man auf die Dokumentation der Transporte zurück.
- 57 Nicht nur in den Funksprüchen, auch in der gesamten übrigen Korrespondenz, die zwischen Auschwitz und dem Reich hin und her ging, wurden die Vergasungen nicht erwähnt. Darüber war allerstrengste Geheimhaltung verhängt. Doch auch den Nazis unterliefen Fehler. In seinem Brief nach Berlin vom 29. Januar 1943 schrieb etwa Karl Bischoff, Mitarbeiter des Konstruktionsbüros, geradeheraus über den «Vergasungskeller» unter dem Krematorium II. Am selben Tag traf sich die Bauleitung von Auschwitz mit Vertretern der Firma AEG. Dabei wurde nur halb verklausuliert über «Verbrennungen mit gleichzeitiger Sonderbehandlung» gesprochen.
- 58 Zur Zeit der Drucklegung dieses Buches stand die Entscheidung des Court of Appeal noch aus. Irving muss diesen Gerichtshof davon überzeugen, dass schwere Verfahrensmängel zu Richter Grays Urteil geführt hatten oder dass es im eminenten Interesse der Öffentlichkeit sei, diesen Fall in einem zweiten Verfahren noch genauer zu untersuchen. Seine Chancen werden von Fachleuten als äusserst gering eingeschätzt. Irving war ausserdem zu einer ersten Rate von 150'000 Pfund, etwa 450'000 Mark, an Penguin verurteilt worden. Insgesamt will der Verlag, dessen Kosten bei über zwei Millionen Pfund, also sechs Millionen Mark, lagen, 500'000 Pfund von Irving zurückfordern. Auch gegen diese Entscheidung hat er Berufung eingelegt. Wie der Fall *Aldington vs. Tolstoy* gezeigt hat, kann es Jahre dauern, bis ein endgültiger Schlussstrich unter dieses Verfahren und alle dadurch verursachten Finanzstreitigkeiten gezogen werden kann. Doch wenn es bei Grays Urteil bleibt, kann Irving bald von Penguin in den offiziellen Bankrott getrieben werden. Ausserdem wird er aufgefordert werden aufzudecken, wer ihn finanziell unterstützt hat. Auch diese so genannten *maintainer* werden theoretisch zur Kasse gebeten.
- 59 Daily Telegraph, 12. April 2000
- 60 Evening Standard, 11. April 2000
- 61 Neil Ascherson im Observer, 16. April 2000
- 62 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. April 2000

- 63 Peter Novick: The Holocaust in American Life, New York 1999
- 64 Guardian, 18. Januar 2000
- 65 Atlantic Monthly, S. 62
- 66 Interview der Autorin mit Steven Spielberg,
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. Januar 2000
- 67 Observer, 16. April 2000
- 68 The Nation, 1. Mai 2000

Namenverzeichnis

- Adenauer, Konrad 171
Aldington, Lord 63-67, 71, 163
(Anm. 58), 165, 166
Allen, Jani 70
Althans, Ewald 132
Arendt, Hannah 10, 24, 103
Ascherson, Neil 169 (Anm. 61), 178
- Baarova, Lida 27
Bauer, Yehuda 102
Berman, Paul 27 (Anm. 11)
Bernhard, Thomas 151
Bischoff, Karl 161 (Anm. 57)
Bouhler, Philip 82
Braun, Eva 27
Broome, Captain John E. 74
(Anm. 46)
Broszat, Martin 117, 121
Browning, Christopher 92, 114-120,
155
Carter-Ruck, Peter 67 (Anm. 44)
Cesarani, David 15, 172-173
Chomsky, Noam 102
Churchill, Winston 64, 122, 133
- Clinton, Bill 46
Craig, Gordon C. 25-26, 121
- Dahmer, Jeffrey 58
Deckert, Günther 132
Diana, Princess of Wales 68, 89
Donovan, Jason 70
Dunne, Thomas 57-59
- Eichmann, Adolf 11, 24, 91, 96, 103,
118, 134
Eliot, T.S. 68, 89, 103
Evans, Richard 92-93, 104, 120-
121, 123 -127, 129, 142, 159,
163-164, 167-168
- Faurisson, Robert 132, 138
Finkelstein, Norman G. 172
Frank, Anne 14,125-127
Fraser, Nick 44
Frentz, Walter 41-42, 91
Fröhlich, Elke 61, 76
Funke, Hajo 22, 28, 35, 46, 92, 131-
132, 135-137
- Gerhard 151
Gerstein, Kurt 118, 175

- Gilbert, Martin 121
- Goebbels, Joseph 19-20, 27-28, 35, 42, 44, 57, 59, 60-63, 70, 76, 82, 93, 122, 142, 154, 157
- Goldhagen, Daniel Jonah 41, 53
- Göring, Hermann 9, 154
- Gray, Charles 68, 70, 71, 73-77, 79, 83, 86, 92, 94, 100, 104, 106, 110-112, 114, 116-117, 119, 121-127, 129-131, 135-139, 141 -142, 148, 156-161, 163, 166-167, 178-179
- Guttenplan, Don 21 (Anm. 3)-22, 37, 53 (Anm. 36), 103 -104, 179
- Haider, Jörg 13, 52
- Harris, Robert 28-29
- Hess, Rudolf 143
- Heydrich, Reinhard 35, 122, 143
- Hilberg, Raul 32, 103, 117, 125-126
- Hillgruber, Andreas 52
- Himmler, Heinrich 27-28, 35, 41, 77, 82-83, 88, 91, 96 (Anm. 48), 98, 115, 122, 129, 137, 142-143, 156 154
- Hitchens, Christopher 25
- Hitler, Adolf 13, 24, 27-30, 35, 41-42, 44, 52, 60, 62, 74, 77, 78, 82, 85, 87-89, 93, 108, 112-113, 115, 122-123, 129, 137, 142, 143-145, 154, 158-159
- Hochhuth, Rolf 132-133
- Hogh, Benté 39-40, 110, 130
- Horthy, General Nikolaus 144, 159
- Irving, Jessica 19-20, 36, 38-40, 42, 110, 130
- Irving, John 21-22, 38-39
- Irving, Josephine 38, 82, 86
- Irving, Nicholas 20, 38
- Jones, Jeremy 44
- Julius, Anthony 68, 89-90, 119
- Keegan, John 23, 25, 28, 52, 112-113, 120, 165-168
- Kennedy, Edward 82
- Kühnen, Michael 132
- Küssel, Gottfried 132, 136
- Leuchter, Carolyn 34
- Leuchter, Fred 29-30, 33-35, 63, 69, 80, 92, 95, 138, 145, 150, 168
- Lipstadt, Deborah 9-12, 16-17, 23, 29, 31, 36, 43-55, 58, 60-63, 67-71, 75-76, 82, 90-91, 102-103, 119, 123, 137-139, 157, 159-160, 164-166, 170, 175, 178, 179
- Longerich, Peter 92, 127-129, 135, 170
- Lukacs, John 44
- MacDonald, Kevin 102-104
- Mengele, Josef 175
- Millar, Peter 157
- Mitchell, Ian 64, 67
- Mommsen, Hans 117
- Morris, Errol 30, 34 (Anm. 17)-35 (Anm. 19)

Naumann, Michael 133-134
 Nixon, Richard Milhous 82
 Nolte, Ernst 52
 Novick, Peter 171, 173

 Orwell, George 141

 Pelt, Robert Jan van 17, 31-33 (Anm. 16), 38, 41, 92, 94-101, 108-110, 113-114, 120, 149-15 2, 160-161, 175-176
 Portsmouth, Earl of 67
 Presley, Elvis 47

 Rampton, Richard 29, 69, 76-82, 84-85, 87, 89-90, 93-94, 104, 106-107, 110-112, 114, 129-131, 134, 136-137, 139-140, 142-146, 163, 179
 Remer, Otto-Ernst 132
 Ribbentrop, Joachim von 144
 Roache, Bill 70
 Robert 152
 Robert the Bruce HI
 Rogers, Heather 68-69, 90, 134
 Roosevelt, Franklin Delano 37, 42, 139
 Roper, Hugh Trevor 25
 Rosenberg, Tina 59
 Rubinstein, Michael 53 (Anm. 36)

 Schmidt, Paul 144
 Sereny, Gitta 43, 60-62, 144 (Anm. 55), 157

 Simpson, O.J. 58
 Smith, Bradley 47-48, 50
 Spielberg, Steven 11, 54, 176-177
 Stäglich, Wilhelm 132
 Stalin, Josef W. 66
 Stangl, Franz 43

 Terre'Blanche, Eugene 70-71
 Tito, eigtl. Josip Broz 66
 Tolstoy, Nikolai Graf 63-67, 69, 163 (Anm. 58), 165-166

 Ute 150-151, 154

 Waldheim, Kurt 151
 Walser, Martin 170
 Watt, Donald Cameron 25, 52-53, 86-89, 113, 120, 166-168
 Weidenfeld, Georges Lord 53 (Anm. 36)
 Weizsäcker, Marianne Freifrau von, geb. von Graevenitz 81
 Welch, David 52
 Wenders, Wim 135
 Wiesenthal, Simon 110
 Wilkomirski, Benjamin 174
 Wilmott, Chester 28
 Worch, Christian 132, 135
 Worch, Ursula 132, 135

 Zündel, Ernst 24, 30-34, 49, 52, 63, 98, 132, 179

© 2000 by Siedler Verlag, Berlin,
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Alle Rechte vorbehalten,
auch das der fotomechanischen Wiedergabe.

Schutzumschlag: Rothfos + Gabler, Hamburg

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Register: Matthias Weichelt, Berlin

Druck und Buchbinderei: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany 2000

ISBN 3-88680-713-4

Erste Auflage

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader 16**